

## Stella.

### I.

Eine der eigenartigsten Ausstrahlungen von Goethes jugendlichem Herzen besitzen wir in dem vielfach mißverstandenen „Schauspiel für Liebende“, welchem er den Namen seiner Liebesheldin gab, die ihm so innig ans Herz gewachsen war, daß noch der dreißigjährige Greis, von tiefster Liebesleidenschaft ergriffen, der holden jugendlichen Schönen, die es ihm angethan, diesen sehnüchtigen Namen beilegte. Den gangbaren Mißdeutungen bin ich bereits 1858 in meinen „Erläuterungen“ des Dramas\*) entgegengetreten, aber alte Vorurtheile lassen sich so leicht nicht verdrängen. Neuerdings hat L. Urlichs in der „Deutschen Rundschau“ (Heft X) auf Veranlassung der höchst bedeutenden von ihm in würdiger Weise herausgegebenen Jugendbriefe Goethes an Johanna Fahlmer dem Stücke eine ganz neue, persönliche Beziehung gegeben. Seine Ausführung ist auf den ersten Anblick sehr bestechend, aber vor eingehender Verfolgung der Beweismittel stürzt das leichtgebaute Kartenhaus in sich zusammen. Bei dem großen Unrecht, welches diese neue Auffassung sowohl dem Dichter als Johanna Fahlmer und ihrem Freunde thut, dürfte es geboten sein, durch einfache Darlegung des Sachverhaltes derselben entgegenzutreten.

Drei Briefe Goethes an die fünf Jahre ältere, von Düsseldorf nach Frankfurt übergesiedelte Freundin, die „herzlich liebe Tante“, beziehen sich auf „Stella“, welche nach einem Briefe an Auguste

---

\*) „Goethes Clavigo und Stella“, im dreizehnten Bändchen meiner „Erläuterungen zu Goethes Werken“. Eine zweite neu durchgesehene Auflage erschien 1878.]

Stolberg schon am 13. Februar 1775 im Sinne hatte.\*) Aus der Aeußerung des am Morgen des 5. März geschriebenen Briefes: „Morgen oder übermorgen gewiß kommt ‚Stella‘, und ich vorher oder nach“, ergibt sich, daß er Johanna viel von dem neuen Stücke gesagt und diese ihn zur Vollendung getrieben, wie sie auch an dem Abschluß von „Erwin und Elmire“ lebhaften Antheil genommen. Goethe hatte sie am vorigen Nachmittag besucht und ihr wahrscheinlich versprochen, sich gleich an „Stella“ zu geben und ihr den Anfang zu schicken, aber, statt am Abend zu arbeiten, hatte er sich nicht überwinden können, Lili aufzusuchen, bei welcher er in herzlicher Freude blieb. Darauf scheinen die weitem Worte des Briefes zu deuten: „Ich ging gestern von Ihnen grad nach Haus — von da — Oho — Ich hoffe Sie in unsern Kreis zu ziehen, bei Gott — Tante, ganz übel kanns Ihnen nicht drinne sein — Lili ist gar lieb und hat Sie herzlich werth.“ Am Morgen des 6. (den vorigen Nachmittag, es war ein Sonntag, hatte er, da Lili ausfuhr und Johanna verhindert war, mit andern Freundinnen verlebt und bis nach 8 Uhr L'hombre gespielt) sendet er ihr die ersten geschriebenen Bogen des Stückes. „Wenn es Sie unterhält“, bemerkt er dabei, „so schreiben Sie sie ab. Frixen [Jacobi] wird dies Stück von Ihrer Hand gewiß zehnmal lieber.“ Gegen Ulrichs (Mundschau X, 82) sei nur die Bemerkung gestattet, daß „es“ nicht auf die übersendeten Bogen, sondern auf das Abschreiben geht. Die Freundin muß wohl die Absicht geäußert haben, das Stück für Jacobi abzuschreiben, wozu eine besondere Veranlassung vorlag, wenn dieser schon den Anfang des Stückes\*\*) hatte vorlesen hören und ihn mit großem Beifall auf-

[\*] Daß er die Dichtung damals schon begonnen, folgt freilich nicht aus der Beschreibung seiner jetzigen dichterischen Thätigkeit, daß er, „immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, [bald] die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht“; sie beweist nur, daß ihn damals dramatische Pläne verschiedener Art beschäftigten.]

[\*\*] Nach dem ersten Entwurf, oder auch ein Stück aus dem Drama, da Goethe nicht immer nach der Folge der Handlung dichtete, sondern oft ihn besonders anziehende Szenen herausgriff.]

genommen hatte, was wir hier als bloße Möglichkeit hinstellen. [Möglich bleibt es freilich, daß Goethe auf den Gedanken einer Abschrift dadurch gekommen, daß Johanna es liebte, Neues, was ihr mitgetheilt wurde, an Jacobi abschriftlich zu senden.] Daß das Stück in der Abschrift der Freundin, der Vermittlerin seiner Verbindung mit Goethe, ihm noch viel lieber sein werde als von der Hand eines handwerksmäßigen Abschreibers, durfte er ohne besondere Veranlassung voraussetzen. In demselben Briefe heißt es weiter: „Zu promenieren [was er gestern in Aussicht gestellt] ist heute [bei dem schlechten Wetter] nichts, doch komm' ich ein wenig und lese die Folge.“ Das Stück war also weiter vorgerückt, und er dachte das Nächste noch vor seinem Besuche ins Reine zu schreiben (vielleicht hatte er der Fortsetzung wegen einen Bogen zurückbehalten), auch wohl weiter zu dichten. Aber noch denselben Tag trieb ihn die Unruhe nach Offenbach; doch wird er vorher die Freundin besucht und ihr, da er zum Vorlesen keine Zeit fand, die Folge des Stückes in der Reinschrift zurückgelassen haben.\*) Johanna be-

[\*] Arndt (zu den Briefen Goethes an Gräfin Auguste zu Stolberg S. 91 ff.) läßt Goethe erst am frühen Morgen des 7. nach Offenbach gehen, indem er annimmt, dieser irre sich, wenn er zu den aus Offenbach an Augusten geschriebenen Zeilen bemerkt: „Heut ist der 6. März, denk' ich.“ Aber seine Gründe, daß Goethe nicht am Nachmittag des 6. nach Offenbach gegangen oder gefahren, treffen nicht zu. Gerichtliche Eingaben kann er sehr wohl am Morgen des Tages signirt haben, an dessen Nachmittag er plötzlich den Gedanken faßte, nach Offenbach zu gehen, wodurch er aber nicht gehindert wurde, Johanna zu besuchen. Wenn Arndt Goethes Brief an Merck „Hier etwas gegen das Ueberdrückte“ auf den 7. März setzt, so paßt dessen Angabe: „Ich habe seit drei Tagen an einer Zeichnung mit dem mir möglichsten Fleiße gearbeitet, und bin noch nicht fertig“, nicht dazu, daß er gerade damals mit „Stella“ eifrig beschäftigt war. Für seine Behauptung, der Brief sei von Bernays „unzweifelhaft richtig zum März eingereicht worden“, vermissen wir den Beweis. Nach Arndts Mittheilung machte er in der Datirung nach „Dinstag d.“ einen Schnörkel, weil er sich nicht erst auf Tag und Monat bestimmen mochte. Meine Datirung des Briefes an Merck vom 10. Januar gebe ich auf, theils weil Goethe anfangs Januar nicht so früh morgens, um halb sieben, nach Offenbach gegangen sein wird, theils weil Jacobi damals in Frankfurt war. An welchem Dinstage der Brief geschrieben sei, wage ich nicht zu bestimmen, da sich keine sichern Haltpunkte dazu finden; man könnte an den 11. April denken.]

richtete ihm nach Offenbach, welchen großen Eindruck das Stück auf sie gemacht, und wie sehr sie nach dem fünften Akte verlange, auch daß sie es für Jacobi abschreibe. Dies ergibt sich aus Goethes Antwort von Offenbach aus: „Liebe Tante! Ich wußte, was ‚Stella‘ Ihrem Herzen sein würde. Ich bin müde über das Schickal unsers Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, womöglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein. . . . Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt‘, Sie hätten einen dazu gemacht. Adieu. ‚Stella‘ ist schon Ihre, wird durch das Schreiben immer Ihrer. Was wird Fritz für eine Freude haben?“ Wenn Johanna nach dem fünften Akte verlangte, so muß sie die vier ersten wenigstens größtentheils besessen haben. Daß sie am Stücke einen rein menschlichen Antheil nahm, ist ebenso offenbar; sie hatte dasselbe sich ganz angeeignet („ist schon Ihre“); beim Abschreiben mußte sie es noch tiefer empfinden („wird immer Ihrer“). Bezeichnet Goethe als seine Absicht bei diesem Stücke die anschauliche Darstellung von Menschen so leidenschaftlicher, sie willenlos umtreibender Liebesglut, wie er selbst war, so veranlaßte ihn dazu wohl eine Aeußerung Johannas. Auch bedenke man, daß er damals gerade am fünften Akte war, in welchem die schrecklichen Folgen, die das jeden Willen sich gestattende Herz hervorruft, als unentfliehbares Labyrinth erschienen, aus welchem nur die Großherzigkeit der Liebe einen Ausgang findet, der freilich von unsern Sitten und von der Heiligkeit der Ehe ausgeschlossen wird, auf den aber die rührende Sage von dem Grafen von Gleichen einen sühnenden Schleier wirft.

Wann aber ist dieser für die Entstehungsgeschichte der „Stella“ so wichtige Brief geschrieben? Ulrichs meint, die darin stehenden Worte: „Liebe Tante, auf den Sonntag!“ deuteten auf den 12. oder 19. März, weil er schon am 21. an Jacobi schreibe, er erwarte „Stella“. Aber da Goethe schon am 10. von Offenbach zurückkam, und er nach Ausweis des Briefes an Augusten vom 25. in der Zwischenzeit nicht mehr dorthin ging, muß der Brief am 10. oder bereits einen Tag früher geschrieben sein; er ist eben die Antwort auf die Aeußerung der Freundin über die ihm zurückge-

lassene Fortsetzung der „Stella“. Demnach lagen die vier ersten Akte schon am 6. vollendet vor.\*) Wenn er den 7. an Augusten berichtet, er habe an diesem Tage eine Szene geschrieben, so kann dieses wohl nur eine der „Stella“, und zwar eine zum fünften Akt gehörende sein. Den Akt wird Goethe noch in Offenbach oder gleich nach der Rückkehr zu Ende geführt haben. Freilich könnte man meinen, wäre „Stella“ schon in Offenbach vollendet gewesen oder hätte sich der Vollendung genähert, so würde er dessen in seinem Brief gedacht haben. Aber dies dürfte doch bei so flüchtig geschriebenen Zeilen nicht zu behaupten stehen, und man könnte sogar die Worte: „Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht“, gerade als eine versteckte Hindeutung betrachten, er habe ihren Wunsch erfüllt, doch werde sie diesen Akt wohl anders wünschen. Nach diesem Briefe fällt der von Urlichs früher auf den 5. (drei Tage nach Jacobis Abreise!) gesetzte Brief (XIX), der beginnt: „Hier, liebe Tante, was von Fritz.“ Das „von Fritz“ kann nur auf Jacobis Zettel vom 10. März gehen; der Brief muß gegen den 13. geschrieben sein. Von „Stella“ ist in den Briefen an Johanna nicht weiter die Rede. Goethe muß ihr mittlerweile den Schluß überbracht oder gesandt haben. „Ich bin ganz unerträglich“, heißt es hier. „Und darum fleißig an sinnlicher Arbeit.“ Urlichs durfte dies nicht auf „Stella“ beziehen; unter der „sinnlichen Arbeit“ sind Zeichnungen zu verstehen. Erst ungefähr einen Monat später kehrte er auf die Mahnung von Johanna zu „Claudinen“ zurück, wie Brief XXVII zeigt. Hiernach bestätigen die Briefe an die Fahlmer meine früher geäußerte Vermuthung, daß „Stella“ gegen den 10. März vollendet worden.

[Aber aus dem Briefe an Augusten vom 25. März folgt keineswegs, daß Goethe seit dem 10. nicht mehr in Offenbach gewesen. Der erste Absatz des Briefes ist vom 19., wo er sich gedrungen fühlte, der fernern Freundin noch Nachts um elf Uhr ein Lebenszeichen zu geben. Freilich ein sicherer Beweis, daß er in der dritten Märzwoche in Offenbach geweilt, ist nicht vorhanden; denn auch der Brief an die Laroche vom 15. zeigt nicht, daß er damals meist in

\*) Freilich streitet Arndt S. 99 dies Urlichs auf sonderbare Weise ab.

Offenbach gewesen. Die Freundin hatte ihn gefragt, ob er am 17. in Frankfurt sei, da sie ihn an diesem Tage mit etwas überraschen wolle; wenn er dies bejaht, so ist daraus eben nichts weiter zu schließen. Er konnte am 15. nach Offenbach gehen, mit der Absicht am 17. nach Frankfurt zum Konzert zu kommen, aber durch die Ankunft von Lili dort zurückgehalten werden, wonach nichts entgegensteht, den in Rede stehenden Brief, wo es heißt: „In mir ist viel wunderbares Neues; in drei Stunden hoff' ich Lili zu sehn. Liebe Tante, auf den Sonntag!“ den 17. zu setzen, wie ich in der zweiten Ausgabe der „Erläuterungen“ gethan habe.\*) Die Vollendung der „Stella“ würde dann etwa eine Woche später, vor den 17., fallen, der Schluß schon zur Zeit des Briefes vollendet gewesen, aber vom Dichter vorsorglich zurückgehalten worden sein.]

Auf einen von Jacobi erhaltenen Brief nebst Sendung erwidert der frankfurter Freund am 21. März: „Daß du meine ‚Stella‘ so lieb hast, thut mir sehr wohl; mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist.“ Am Schlusse heißt es: „Ich erwarte ‚Stella‘, [vom Abschreiber], und dann kriegst gleich das andere Exemplar [die Abschrift].“ Hiernach kann Jacobi unmöglich den größten Theil des Stückes schon von Johanna's Hand bejessen haben; denn in diesem Falle müßte hier nicht von „Stella“, sondern vom „Schlusse der Stella“ die Rede sein, und auch Jacobi könnte am 25. nicht schreiben: „Diesen Abend erwart' ich“ [mit dem Postwagen], ‚Stella‘. — — „Lieber, ich bebe vor dem Drängen zu dir hin, wenn michs so ganz faßt.“ Johanna kam demnach nicht zu der beabsichtigten Abschrift. Auch Urlichs nimmt eine solche nicht an; er meint, diese werde Jacobi wohl über den Fortgang und die Ausführung des Stückes unterrichtet haben. Aber Goethes Freude, daß Jacobi das Stück „so lieb habe“, deutet doch auf eine genauere Kenntniß. Und

\*) Den Grund, weshalb Arndt S. 97 den Brief auf den 8. oder 9. setzt, kann ich nicht billigen. Ohne irgend einen Beweis nimmt er an, Goethe sei Lili's wegen nach Offenbach gegangen und diese müsse am 8. oder 9. angekommen sein. Aber die Worte „in Erwartung“ dürften nicht auf die erwartete Ankunft Lili's gehen, sondern auf die Hoffnung, daß sein Herz sich hier „auf dem Land bei sehr lieben Menschen“ beruhigen werde.]

so zeigt sich kaum ein anderer Ausweg als die von mir schon früher gemachte Annahme, daß Goethe Jacobi, wie bei seinem ersten Besuche im Januar aus „Erwin und Elmire“, so beim zweiten bis zum 2. März reichenden aus dem Entwurf der „Stella“ vorgelesen habe, dessen drei erste Akte damals größtentheils vorgelegen haben können. [Freilich bleibt die Möglichkeit bestehen, daß er den Anfang aus einer Abschrift Johannas kannte.] Wenn Jacobi in den Zeilen vom 10. März „Stellas“ gar nicht gedenkt, so erklärt sich dies einfach daraus, daß dieser Zettel nur einen Ausschrei seines von sehnsüchtiger Liebe gepreßten Herzens ist, ganz im Tone von Fernando und Stella.

Nach Empfang der „Stella“ schrieb Jacobi, der durch den von ihm ganz roh als thatächliche Bigamie aufgefaßten Schluß sich aufs äußerste verletzt fühlte, einen das Stück als unsittlich und deshalb des Dichters unwürdig mit leidenschaftlicher Strenge verwerfenden Brief, auf welchen Goethe, der sich so schrecklich in seiner Erwartung einer begeisterten, von innigem Verständniß bewegten Auffassung getäuscht sah, etwas bitter in dunkel gehaltenen Ausdrücken antwortete. Johanna, welcher er seine Erwiderung vor der Abendung mittheilte, bat ihn, sie zurückzuhalten. „Sie sind recht lieb“, schrieb Goethe der Freundin, die ihn vielleicht auch brieflich noch gebeten hatte, den Brief nicht abzuschieken. „Ich hab' meine Antwort an Fritz zurückgehalten; denn sie war wirklich mystisch. Doch thuts das Klare und Treffende auch nicht; das ist Wasser und keine Taufe; wer davon trinkt, den wirds wider dürsten [Joh. 4, 13]. Also lassen Sie's gut sein. Wild könnte ich wohl über Fritz werden [daß er seine „Stella“ so arg verkannt habe], böß nie.“ Goethe schrieb ihm darauf einen andern Brief, in welchem er den Schmerz aussprach, daß Jacobi so wenig Glauben an ihn habe, er ihm eine falsche Absicht zuschreiben könne. Aus diesem „im April“, ohne Zweifel in den ersten Tagen desselben, geschriebenen Briefe ist uns nur eine Stelle erhalten, welche Jacobi am 15. September 1779 auf Veranlassung der ihm hinterbrachten Verspottung seines ‚Wolbemar‘ zu Ettersburg Goethe entgegenhielt: „Friederice Frixel, wie ist dir! O du Menschenkind! — Steht nicht geschrieben: ‚So ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben!‘ Und du wähtest manchmal, der Sinn

dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen. Sei's nun — geringer kann ich's nicht thun — deine Liebe wag' ich dran — sonst wär' ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Köln an mein Herz weintest. — Lieber Fritz, besinne dich — es ist nicht ‚Stella‘, nicht ‚Prometheus‘ [wohl die Ode, nicht das Drama\*] — besinne dich, und noch einmal: Gib mir ‚Stella‘ zurück! — Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe! — — — —

[Die Gedankenstriche deuten wohl darauf, daß Jacobi eine zu seinem Zwecke nicht passende Stelle hier ausließ.] Und das muß ich dir all so ruhig schreiben um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergöffe.“ Urlichs schließt aus den Worten: „Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe!“ „Stella“ müsse für Jacobi eine persönliche Beziehung gehabt haben. Wie kann man aber die Worte so arg mißverstehen!\*\*) Goethe, der bei seinen Dichtungen so sehr an seine Freunde dachte, denen er damit gefallen, sein Wesen offenbaren wollte, liebte „Stella“ auch besonders um Jacobis willen, weil die feurige Liebesglut, die sich in seiner Heldin und dem freilich des sittlichen Haltes ermangelnden Fernando ausdrückte, auch des Freundes Seele mächtig durchzuckte, wie er es seit dem Anfange ihrer Bekanntschaft, besonders in Köln, neuerdings wieder bei den Besuchen zu Frankfurt, so tief empfunden hatte, wie es sich in allen Briefen Jacobis ausdrückte, so noch vor kurzem in den Zeilen vom 10. März, in denen eine Empfindsamkeit herrscht, die ganz den Stellaton anschlägt. Diese feurige Glut, die auch Johanna empfand, welche, als das Stück erschienen war, auch Herder und Wieland begeisterte und so viele Herzen mit Gewalt hinriß, welche ihn seine Dichtung dem Herzen der Larocche empfehlen ließ, welche ihn zum Wunsche trieb, er möchte Auguste Stolberg gegenübersitzen und „Stella“ in ihr Herz wirken lassen können, welche

[\*] Jacobi hatte während seiner Anwesenheit in Frankfurt wohl die Ode erhalten, die ihm damals noch nicht so gottlos schien wie später Heine, der sie durch Jacobi kennen lernte. Vgl. Heines Brief an Gleim vom 8. Sept. 1775.]

[\*\*] Doch schon Goedeke (Grundriß 727) hatte aus der Stelle geschlossen, es müßten dem Dichter bei „Stella“, „der unbegreiflichsten seiner manchen Unbegreiflichkeiten“, besondere Verhältnisse im Sinne gelegen haben, die aber jetzt nicht mehr aufgehellt werden könnten.]

später ihm bei dieser als Beweis gelten sollte, daß er noch ihr Alter sei, welche bei der Uebersendung an Lili ihm die Worte eingab, sie möge hier empfinden, wie mit allmächtigem Triebe ein Herz das andere ziehe: diese war es, die ihn glauben ließ, auch Jacobi werde hier sein warmschlagendes Herz, das Beste seines Wesens, durchempfinden. Wie schneidend mußte es ihn da verletzen, daß sein innigster Freund, dessen er so sicher wie seiner selbst war, ihn in diesem glühenden Ergüsse seines Herzens verkannte, so wenig davon entzückt wurde, daß er „Stella“ als einen Abfall von seinem auf das Höchste und Edelste gerichteten Genius betrachtete, durch sein kaltes Verleugnen, sein Abwehren des Stückes, „sein Fleisch und Blut“ vor ihm selbst fast zerstörte, weshalb er den Freund wiederholt („noch einmal“) bat, es ihm durch richtigere, den eigentlichen Nerv treffende, den Ausgang nicht mißverstehende Auffassung „zurückzugeben“. Was Jacobi wie so viele andere abstieß, war der auf eine Zulassung der Bigamie deutende Schluß, der, wie Werther den Selbstmord, diese zu erklären schien, daß Fernando, der leichtfertige, wenn auch hart bestrafte, jetzt seine Schuld tief fühlende Verführer, als „edle Seele“ bezeichnet und mit einem neuen Lebensglück im Besitze beider Geliebten gleichsam belohnt ward. Jacobi muß seiner vollen Entrüstung lebhaften Ausdruck verliehen haben, so daß Goethe darüber „wild“ wurde. Leider ist uns seine Erwiderung nicht erhalten, doch dürfte er es kaum über sich gebracht haben (eine solche Vertheidigung lag nicht in seiner Art), diesem zu zeigen, daß es ihm um nichts weniger zu thun gewesen als einer Doppellehe das Wort zu reden und Fernandos Treulosigkeit zu entschuldigen, wie er ja auch Werthers willenslose Herzensschwäche nicht hatte rechtfertigen wollen: er warf dem Freunde seinen Unglauben und die daraus folgende arge Verkennung vor. Bei der Annahme von Urlichs, Jacobi habe in „Stella“ eine Profanation seines rein sittlichen Verhältnisses zu seiner Gattin und Johanna gesehen, er sei besonders über die elende Rolle, die er als Fernando im Stücke spiele, erzürnt gewesen, ist Goethes Antwort unbegreiflich; er hätte dann nothwendig auf die angebliche persönliche Verletzung näher eingehen, hätte erklären müssen: seine dichterischen Gestalten seien keineswegs Abbilder des Freundes und der Freundinnen, auch könne

kein Mensch auf den Gedanken kommen, er habe sie gemeint, da die Unähnlichkeit der Verhältnisse bei weitem größer als die Aehnlichkeit (einmal vorausgesetzt, daß solche überhaupt bestand), Jacobi keineswegs ein Verräther sei, wie Fernando, keine Doppelhehe geschlossen habe und persönlich gar nichts auf ihn und seinen Kreis hinweise; ja er hätte den in diesem Falle nicht bloß „cholertischen“, sondern recht albernen Jacobi herzlich auslachen und — ihn auf das weltbekannte wirkliche Vorbild hinweisen müssen, in welchem der Hauptpunkt, die Doppelhehe und deren schreckliche Folgen, entschieden hervortrete, von welchem selbst der Name hergenommen sei, während man nur bei dem schärfsten Zwange eine äußerst entfernte ganz allgemeine Aehnlichkeit mit der nur sehr wenigen bekannten Liebesgeschichte Jacobis herauszupressen vermöge. Wie ganz anders war dies bei den Vorwürfen Kestners wegen „Werthers Leiden“ gewesen, da hier wirklich des Dichters Verhältniß zu Lotten im ersten Theile so deutlich vorlag, daß sofort von Wezlar aus die Beziehung in alle Welt verkündet wurde, auch auf keine andere Quelle hingewiesen werden konnte.

Schon im Jahre 1869 hat J. Caro in der Schrift „Lessing und Swift“ (S. 77) und gleichzeitig Fettner in seiner scharfen Beurtheilung der „Stella“ (Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts III, 3, 167)\* bemerkt, Goethe habe zu dieser Swifts traurige Liebesgeschichte verwandt. Swift setzte sein geheimes Liebesverhältniß zu der von ihm Stella genannten Esther Johnson, nachdem er sie verlassen, von London aus in einem zärtlichen Briefwechsel viele Jahre lang fort, bis ihn die schöne Tochter einer Kaufmannswittve fesselte, die er als Vanessa feierte und bald sich ganz zueignete. Als er London verlassen mußte, kehrte er nach Dublin zu Stella

[\*) Sein sittlicher Widerwille gegen das Stück läßt ihn sogar die Frage aufwerfen, ob nicht Goethe in der schmerzvollen Zeit, in welcher er seinen Freund Kestner um Lottens Besitz beneidete(?), sich nicht zuweilen mit dem phantastischen Gedanken an die Möglichkeit einer ähnlichen Lösung getragen habe. Wir können diese nur auf das allerentschiedenste verneinen und müssen als eine eben so große Verkennung Goethes die Behauptung zurückweisen, das Stück sei eine Bertheidigung der Doppelhehe, mag auch Lenz es so aufgefaßt und es in dieser Beziehung in der Komödie „Die Freunde machen den Philosophen“ noch überboten haben.

zurück. Vergebens hatte er Banessa in einem Abschiedsbriefe beschworen, ihm nicht zu folgen. Als sie trotz seines Verbotes nach Dublin kam, behandelte er sie sehr rauh, aber ihre rührende Treue bezwang sein Herz. Stella begann aus Eifersucht hinzusiechen; da erwachte Swifts Gewissen, er ließ sich heimlich mit ihr trauen. Als Banessa davon hörte, frug sie brieflich deshalb bei Stella selbst an; diese theilte den Brief Swift mit, zog sich aber, empört über dessen Treulosigkeit, auf das Landgut eines Freundes zurück. Swift eilte im ärgsten Zorne zu Banessa und warf ihr den Brief auf den Tisch; diese fiel darüber in ein hitziges Fieber, das sie hinraffte. Stella kehrte darauf nach Dublin zurück, wo Swift nach längerem Umherirren wieder angekommen war, aber sie begann von neuem zu kränkeln. Auf ihr Verlangen, seine Verbindung mit ihr öffentlich zu erklären, wollte er nicht eingehen; schweigend entfernte er sich, um nie wieder zu ihr zurückzukehren. Hier haben wir die beiden von einem leichtfertigen, haltlosen Verführer ins Elend gebrachten liebenden Frauen; ja selbst den Namen der Liebesheldin mit ihrer „unzerstörlichen Neigung“, ihrer „heißen Liebe“, ihrem „glühenden Enthusiasmus“ nahm Goethe aus der wunderlichen Liebesgeschichte des Dechanten zu St. Patrick. Alle Hauptveränderungen, die er daran vornahm, sind durch das Streben nach Vereinfachung und größerer Wirksamkeit der Handlung und durch die Verpflanzung auf deutschen Boden veranlaßt. Trotz des Verrathes der Liebe muß den Verführer, damit er sittlich gehoben werde, das Gefühl seiner Pflicht gegen die angetraute Frau ergreifen und er, wie schwer auch sein zum zweitenmal für die seiner feurigen Natur entsprechendere jugendliche Geliebte in leidenschaftliche Glut versetztes Herz darunter leidet, diese aufzugeben und jener zu folgen sich entschließen. Ein deutscher Edelmann, der freilich den vornehm klingenden fremden Namen Fernando führt, schien hierzu am besten geeignet. Diesen mußte der Dichter im Gegensatz zu dem kalten, verbitterten, weltverachtenden, abstoßenden Swift zu einem feurigen, durch Geist und Anmuth bezaubernden, von innerer Unruhe leidenschaftlich umgetriebenen, dem Drange des keine Schranken kennenden Herzens folgenden Charakter machen. Zwischen den beiden Frauen ergab sich ein nothwendiger Gegensatz. Die, welche Fernando zu-

nächst anzog, mußte von reiner Innigkeit, herzlicher Treue und hohem Sinne, dagegen das Mädchen, das ihn nach der Trennung von dieser mächtig hinreißt, von unauslöschlicher Glut durchzuckt sein, ganz in seelenhaftem Drange nach der Vereinigung mit einem leidenschaftlich in ihm aufgehenden Herzen wurzeln. Und gerade die Darstellung dieses Mädchens, dem Goethe den Namen von Swifts Stella gab, trieb ihn zur Dichtung des Stückes, da er eben ein Bild jener heißen Liebe schaffen wollte, mit der er geliebt zu werden wünschte, im Gegensatz zu Lili, die zwar noch besser als schön war, wie er an die Fahlmer schrieb, aber ihn oft durch ihre Gefallsucht verletzte. In dieser Beziehung ist Stella gerade ein „Schauspiel für Liebende“. Bei der großen Uebereinstimmung des Stoffes kann kein Zweifel dagegen aufkommen, daß Goethe in „Stella“ die Geschichte von Swift behandelte, wie er bei „Erwin und Elmire“ die Ballade Goldsmiths zu Grunde legte. A. W. Rehberg (Goethe und sein Jahrhundert, 1835) meinte, ein im Anfange der siebziger Jahre in ganz Europa verbreiteter ähnlicher Vorfall sei die Quelle des Stückes gewesen. Ein durch besondere Verhältnisse an den portugiesischen Hof gerathener deutscher Graf entführte ein hochadeliges Fräulein aus einem Kloster, lebte dann mit ihr einige Zeit, bis er nach Entwendung ihrer Juwelen nach Wien floh. Dort wiederholte er seine Schelmerei, fiel aber in die Hände des Gerichts. Auf die Frage, wie er die Entführten so hilflos habe verlassen können, erwiderte er: Eh mais, c'étaient des femmes. Möglich, daß Goethe auch diesen Fall kannte, den ich nicht näher nachweisen kann, aber jedenfalls bedurfte er ihn nicht zur Umgestaltung der Geschichte Swifts zu seiner dichterischen Fabel: noch weniger ist es denkbar, daß er damit eine Begebenheit aus Jacobis Leben verschmolzen habe, und zwar in einer solchen Weise, daß dieser sich dadurch hätte bitter verletzt fühlen können.

Dennoch ließ sich Urlichs durch die falsche Auslegung der Aeußerung Goethes, „Stella“ sei ihm um Jacobis willen lieb, auf abschüssiger Bahn zu einer romantischen Ausstattung des Lebens von Johanna Fahlmer verleiten. Als diese im Jahre 1758 Düsseldorf verließ, war ihr damals nichts weniger als geweckter Neffe Fritz Jacobi fünfzehn Jahre alt, sie selbst zwei Jahre jünger. 1766

kehrte sie nach Düsseldorf zurück; Jacobi war damals schon zwei Jahre verheiratet. Von der leidenschaftlichen Neigung der Verwandten zu einander, vermag Urlichs keine thatsächliche Spur aufzuweisen. Wer ihr den dichterischen Namen Adelaide gegeben, wissen wir nicht; daß sie ihn von J. G. Jacobi erhalten, habe ich schon 1852 vermuthet (Frauenbilder S. 180, 1), und man könnte nur zwischen ihm und Gleim schwanken. Urlichs macht den kühnen Sprung: wie jener Zeit überschwengliche Gefühle eigen gewesen, so schein zwischen beiden Verwandten eine schwärmerische Freundschaft sich gebildet zu haben, welche allmählich einen wärmern Ton angenommen, als Johannens Gesundheit und der Ruhe der Familie zuträglich gewesen. Dieser Schein stammt einzig von der Vermuthung her, auf die es Urlichs eben abgesehen hat, um seine falsche Auffassung der goetheschen Aeußerung auszubeuten. Thatsächlich steht nur fest, um es mit den eigenen Worten von Urlichs zu sagen: „Im Jahre 1770 mußte sie ihrer Kränklichkeit wegen die Bäder von Spaa und Aachen gebrauchen, von ihres Freundes junger Gattin Betti Jacobi geb. von Clermont und der clermontschen Familie, sowie von der treuen Bogner [ihrer Erzieherin] begleitet und gepflegt. Ein hitziges Fieber brachte sie in Aachen an den Rand des Grabes.“ Wer kann hieraus das lesen, was Urlichs voraussetzt? Ist es nicht ärgste Willkür eine nicht unerwiderte leidenschaftliche Neigung dem schon seit vier Jahren verheirateten Jacobi zu der Fahlmer aufzubürden? Wenn Johannens Tagebuch das Jahr 1770 als eine „große Krisenzeit ihres Lebens, auch anderer als physischer Leiden“ bezeichnet, so sind wir durch nichts berechtigt, die „andern Leiden“ auf eine unglückliche Liebe, gar auf eine leidenschaftliche Neigung zu ihrem so glücklich verheirateten Neffen zu deuten. Da läge es doch noch näher an dessen ältern Bruder zu denken, als dessen guten Engel Ernst Martin (Ungedruckte Briefe von und an Johann Georg Jacobi S. 36) die Fahlmer bezeichnet. Doch nur ein Brief der Fahlmer an ihn aus diesen frühern Jahren (von 1767) hat sich erhalten. Und wie viele Seelenleiden gibt es noch außer der Liebe? Wissen wir denn, wie Johanna zu ihrer Mutter stand [die sie während ihrer Krankheit nicht gepflegt zu haben scheint], ob nicht eine tiefe Kluft ihrer religiösen Anschauungen sie von dieser,

der Tochter eines evangelischen Predigers, schieb, ob sie nicht religiöse Zweifel zu bekämpfen hatte? Da die Trennung von ihrer Erzieherin, die im clermontschen Hause zu Baels Aufnahme fand, äußerst schmerzlich auf diese gewirkt haben muß, so könnte man denken, die Mutter habe auf diese gedrungen, weil die Tochter derselben mehr als ihr selbst anhing und sie deren Einfluß nicht für förderlich hielt. [Den eigentlichen Grund, weshalb die Vogner Düsseldorf verlassen mußte, haben wir später (vgl. S. 315) erfahren; auch dieser war für Johanna schmerzlich genug.] Von allen Möglichkeiten der Erklärung der „ändern als physische Leiden“ Johannens ist die von Urlichs aus „Stella“ herausgefogene die unwahrscheinlichste. Ihr inneres Leben von 1766 bis 1770 ist für uns ein leeres Blatt, das wir nicht mit eigenwilligen Vermuthungen ausfüllen dürfen. Das Vorurtheil sieht freilich, was es will. So erkennt denn Urlichs gleich in Stellas Sara (IV, 2) Johannens treue Erzieherin, die viel um diese weinte, als sie liebeskrank war, in der Freundin, die Fernando vor ihr kennen lernte, Betti Jacobi, wobei der Irrthum unterläuft, diese Freundin sei Cäcilie gewesen, was Goethe ganz fremd ist. Solche nebensächliche Züge wachsen aus der Dichtung von selbst hervor, wenn auch in einzelnen Fällen wirkliche Verhältnisse benutzt sein können, und mit demselben Rechte, wie Urlichs aus Sara auf Johanna schließt, würde man die Verhältnisse der bei ihrem Oheim lebenden, der Mutter beraubten Stella gegen Johanna als Urbild derselben verwenden können. Auch die Kastanienbäume und das Lusthaus brauchte Goethe nicht von Pempelfort herzunehmen; ja, wenn man zugeben wollte, er habe sich dabei wirklich an Jacobis Landhaus erinnert, so würde daraus noch nicht folgen, daß auch das, was dort geschieht, auf Pempelfort sich beziehe, da der Dichter in der Bezeichnung der Vertlichkeit frei schaltet. Trieb Jacobi, wie die meisten Gebildeten der Zeit, Musik, so war er deshalb noch nicht Violinspieler, und stände dies fest, so war doch das allgemein beliebte Violinspielen ein so naheliegender Zug (man denke an die „Wahlverwandtschaften“), daß dieser nicht erst von außen geboten zu werden brauchte. Ganz so verhält es sich mit Stellas unendlichem mütterlichen Weh über den Tod ihrer Mina (vgl. B. I, 287), das so natürlich aus ihrer Seele fließt und so ganz aus den Verhält-

nissen herauswächst, daß es ein Mißbrauch ist, dasselbe aus Jacobis ähnlichem väterlichen Schmerze herzuleiten, fielen dieser auch nicht vor Goethes Bekanntschaft. Selbst Cäcilien's Verarmung durch Betrug eines Freundes möchte Urlichs auf den Vermögensverfall des jacobischen Hauses beziehen. [Als ob Jacobis Gattin oder die Fahlmer (denn Urlichs scheut sich nicht, in Cäcilien sowohl Züge von Betti wie von Johanna zu suchen) je durch Veruntreuung in Noth gerathen wären!] Nur da, wo es feststeht, daß der Dichter einen bestimmten Vorfall frei benutzt hat, darf man auch einzelne übereinstimmende Züge hervorheben; den Beweis einer angenommenen Entlehnung können nebensächliche Züge nur dann verstärken, wenn sie ganz eigenthümlicher Art sind. So schwindet also jede Berechtigung, in unserm Schauspiel „ein verklärtes und verdüstertes Spiegelbild“ von Johannens willkürlich ersonnenem Verhältnisse zu Fritz Jacobi zu sehen. Bezieht Urlichs darauf sogar Goethes Worte bei der unerwarteten Nachricht, Jacobi werde nächstens wieder nach Frankfurt kommen: „Ich fühl', was in Ihnen vorgeht“, so übersieht er, daß dunkle Aeußerungen in Jacobis uns fehlendem Briefe die Freundin aufregen mochten. Vielleicht hatte Goethe richtig vermuthet, daß dieser auffallende Brief vor Jacobis letzter Reise geschrieben und in Mainz liegen geblieben sei; möglich muß dies jedenfalls gewesen sein, sonst hätte Goethe gar nicht auf einen solchen Gedanken kommen können. [Ja es muß dieses fast für gewiß gelten, da Jacobi gar nicht daran dachte, im letzten Drittel des April nach Frankfurt zu kommen.] Und wie konnte Urlichs übersehen, daß der Zwist wegen „Stella“ gleich am Anfange des Monats abgethan worden sein muß, während dieser Brief erst am 23. ankam. Goethes Briefe an die Fahlmer aus dem April sind von Urlichs unrichtig geordnet. XXVIII, worin er der Fahlmer meldet, er habe seine Antwort auf Jacobis heftigen Brief zurückgehalten, muß Ende März geschrieben sein, da Jacobi unmöglich nach dem Empfang der „Stella“ lange mit seinem Urtheil zurückgehalten haben kann. In die ersten Tage des April fällt XXV, der mit den Worten beginnt: „Ich danke, liebe Tante, für den Brief von Fritz; er ist lieb und gut wie immer.“ Jacobi hatte gestanden, daß er Goethe Unrecht gethan, doch wohl den Druck des Stückes widerrathen, aber auch, wie Goethes Aeuße-

rungen beweisen, ihn aufgefordert, dem Verfasser der zum Nachtheil seines Rufes ihm zugeschriebenen Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“\*) nachzuspüren und ihn öffentlich zu nennen. Auf diese Angelegenheit bezieht sich auch Brief XXVI, der vor den Abdruck seiner vom 9. datirten Erklärung über den Verfasser jener Farze fällt. Kurze Zeit darauf begann er auf Johannens Zureden die Fortsetzung der „Claudine“, worauf Brief XXVII sich bezieht. Von „Stella“ ist keine Rede mehr. Ich begreife nicht, wie Urlichs die Zeit der Vollendung derselben so weit hinauschiebt, wenigstens so unbestimmt läßt, daß er nur weiß (Briefe S. 71), der fünfte Akt müsse vor dem August vollendet sein. Aus dem Briefe Goethes an Jacobi vom 21. März folgt ja unwiderprechlich, daß schon damals das vollendete Drama in der Hand des Abschreibers war. Im April schrieb Goethe die wirklich abgeschante Antwort auf den Brief, in welchem Jacobi seine besonders oder allein auf den Schluß gegründete Verwerfung des Stückes ausgesprochen hatte. [Trotz dieser unwiderleglichen Beweise wagt Arndt (S. 99) die Behauptung, im dritten Akte fänden sich Stellen, die sich nur aus Goethes Gemüthszustand nach der Schweizerreise des Sommers 1775 erklären ließen. Man sieht, wohin solche Aufspürungen führen, die von dem Gedanken ausgehen, der Dichter könne nur Gefühle schildern, die er selbst eben erlebt habe. Goethe soll also Fernandos Freude über das unendliche Glück von Stellas Verzeihung nicht haben darstellen können, ehe er von der Schweizerreise, auf der er versuchen wollte, ob er Lili werde entbehren können, zu dieser zurückgekehrt war. Zu solchem Wahn verleitet die persönliche Ausdeutung der neuern Schule. Daß die Liebe zu Lili mit an „Stella“ gedichtet habe, wer möchte dies in Abrede stellen? Aber nicht in der rohen Weise, wie man sich dies vorstellt. Arndt meint, man könne in der Annahme einzelner Züge der Liebesgeschichte des Dichters und Lilis in „Stella“ noch weiter gehen; er selbst findet das Vorbild des

\*) Der „Prometheus“, den Goethe mit demselben Briefe sendet, könnte diese Farze sein, welche die Fahlmer noch einmal zu lesen gewünscht. Freilich hindert auch nichts anzunehmen, sie habe um die Handschrift des Dramas oder um das Gedicht dieses Namens zu irgend einem Zwecke gebeten.]

im vierten Akte erwähnten Gartens in dem des Onkels Bernard zu Offenbach, das Urlichs in Pempelfort sah. Aber was hinderte an den Garten bei Weßlar zu denken mit der Kastanienallee, den Buchen und dem Bosket, den Werther im Briefe vom 10. September so anschaulich beschreibt! Derartige Gärten waren damals in der Mode, und der Dichter verwandte sie, wo er sie brauchte, da er bei den einzelnen Zügen eben seinem dichterischen Bedürfnisse folgte.]

Urlichs schließt, nachdem er den Beweis, in „Stella“ habe Goethe ein Stück aus Jacobi's Leben verarbeitet, erbracht zu haben glaubt, mit dem leeren Vorwurfe gegen den Dichter: dieser habe andern gegen sich nicht gestattet, was er sich selbst andern gegenüber nicht versagt habe. Als Goethe Jacobi den Druck von „Allwills Papieren“, obgleich so gute Sachen darin seien, widerrathen, habe ihn nicht bloß ästhetisches Mißbehagen dazu bestimmt, sondern er habe es nicht gern gesehen, daß dieser gleiches mit gleichem vergolten und seinem Allwill unverkennbare Züge seines Bildes beigegeben. Wie aber will Urlichs beweisen, daß nicht bloß die Mangelhaftigkeit von „Allwills Papieren“ Goethe bestimmt habe, da es diesen auch noch später so sehr an Durcharbeitung fehlte, daß Jacobi selbst sie „Materialien zu einem Roman“ nannte. Goethe schien ein solches Auftreten seines Freundes nicht würdig, der zu einem vollen, künstlerisch gerundeten Werke die Kraft habe. Dazu aber widerte ihn der in diesen „Papieren“ herrschende Ton wirklich an, Allwill schien ihm eine üble Karikatur der Genialität. Urlichs kann keinen einzigen individuellen Zug nachweisen, den Goethes Fernando von Jacobi habe, wogegen Jacobi einzelne Aeußerungen, die er und andere über Goethe gethan, sowie briefliche Worte Goethes selbst unverändert aufgenommen hatte, und es stand zu fürchten, die Welt werde in Allwill sein wirkliches Abbild statt eines Zerrbildes eines haltlosen Genies sehen, wenn sie nicht etwa, wie es wirklich geschah, diese „Papiere“ Goethe selbst zuschrieb. Und hatte er nicht dasselbe Recht, Jacobi von der Herausgabe von „Allwills Papieren“ abzurathen, wie es dieser kurz vorher in Bezug auf die lenzischen Briefe über Werthers Moralität gethan? Ja es war nicht bloß Recht, sondern Freundespflicht. Und wie unedel würde sich Jacobi gezeigt haben, wenn er, nachdem er seine Entrüstung darüber heftig geäußert,

daß Goethe Züge von seinem Verhältniß zu Johanna (nach der Annahme von Urlichs) dichterisch so verklärt hatte, daß niemand die Beziehung herausfinden konnte, jetzt selbst in seinem Allwill ein so widerwärtiges Bild seines Freundes aufgestellt, wenigstens so deutliche Züge von ihm demselben einverleibt hätte, daß man auf diesen hinwies! Wie wenig Jacobi solche Benutzung einzelner Züge mißbilligte, ergibt sich aus der ein Jahr spätern Aeußerung an Wieland: „Freilich hat Betti zu meinem Ideal gezeuget, daß ich sie ein paar mal an meinen Schreibtisch geholt. Uebrigens aber protestire ich gegen alle weitere Applikation so wohl im Vergangenen als im Zukünftigen. Ein Maler kann nach seiner eigenen Gestalt einen Alexander malen, so daß ihm das Bild sehr ähnlich ist bis auf einige veränderte Züge, die gerade diejenigen sind, die das Bild zu einem Alexander machen. Eben so viel Dichtung und noch mehr ist bei Schilderung von Situationen möglich oder schleicht sich ein, wissentlich und unwissentlich“. Und doch soll Jacobi nach Urlichs deswegen über „Stella“ so in Zorn gerathen sein, weil sie einige ganz unverkennbare Züge des Verhältnisses zwischen ihm und Johanna enthalten habe, obgleich Swifts unselige Liebesleidenschaft als Quelle des Stückes offen vorlag. [Davon, daß Johanna selbst die vier ersten Akte des Stückes, in welchen das ganze Verhältniß Fernandos zu den beiden Frauen schon vorlag, mit größter Befriedigung gelesen, während sie doch noch eher als Urlichs die Beziehung hätte herausfinden müssen, will ich gar nicht reden. Nahm sie wirklich, worüber kein bestimmtes Zeugniß vorliegt, am Stücke Anstoß, so traf dieser bloß die Entwicklung, die aber durchaus abwich von der von Urlichs angenommenen wirklichen Beziehung Jacobis zu Betti und Johanna.]

## II.

Vorstehend habe ich meinen „Die Quelle von Goethes Stella“ überschriebenen, in der Beilage zur (augsburger) „Allgemeinen Zeitung“ 1876 No. 5 gedruckten Aufsatz, wesentlich unverändert mit

einigen in Klammern geschlossenen Zusätzen und Anmerkungen abdrucken lassen. Von allen, welche, so viel ich weiß, später über die Stellafrage sich geäußert, ist er überschen, wenigstens übergangen worden. Einen Monat vorher hatte „Im neuen Reich“ (1875 No. 48) eine Arbeit von W. Scherer gebracht unter der etwas seltsamen Ueberschrift „Goethes Adelaide“ (denn diesen poetischen Namen gab Goethe der „Tante“, dem „Täntchen“ nicht), der mit den Worten schloß: „Ob ihre Gestalt etwa in seinen Dichtungen fortlebt, bleibt zu untersuchen. Ich könnte mir denken, daß die von Trauer gebeugte, aber selbstlose und in hoher Gesinnung versöhnliche Cäcilie der ‚Stella‘ den allgemeinsten Motiven nach ein Abbild der schwermüthigen Adelaide aus der ersten frankfurter Zeit wäre.“ Im Februar 1876 folgten in der „Deutschen Rundschau“ (II, 4) Scherers „Bemerkungen über Goethes Stella“, in welchen das ganze Problem, ohne alle Einzelheiten neu zu behandeln, noch einmal geprüft werden sollte. Die Betrachtung von Urlichs sei wohl nicht so sehr bestimmt, die bisherige Forschung abzuschließen als neue anzuregen: manches werde hinzuzufügen, manches auch wohl abzuziehen sein. Wenn Goethes Briefe an die Fahlmer Urlichs auf seine Ansicht gebracht, so hatte Scherer durch Ernst Martin manches über die Familienverhältnisse Jacobis aus dem Nachlasse seines Bruders Johann Georg erfahren, was zu einer andern Lösung zu führen schien.

Bei Scherers Streben, überall persönliche Beziehungen auszuwittern, mußte ihm die Stelle Goethes, von welcher Urlichs ausgegangen, hoch willkommen sein. Zu den Worten: „Wenn du wüßtest, wie ich sie [Stella] liebe, und um deinetwillen liebe!“ macht er die Bemerkung: „Wie kann einer seine eigene Arbeit um eines andern willen lieben? Doch nur, weil er sich von diesem andern besonders verstanden glaubt, weil er diesem andern etwas besonders Liebes damit erzeigt zu haben glaubt — mit einem Worte: weil für diesen andern eine spezielle persönliche Beziehung in der Arbeit liegen sollte.“ Die beiden ersten weil geben wir zu, wenn wir auch statt Arbeit lieber Dichtung und statt verstanden empfunden setzen möchten, aber sein mit einem Worte gibt nicht eine nähere Erklärung oder Verallgemeinerung, es macht einen durch nichts begründeten Sprung auf das, worum es Scherer zu thun ist, der einfach über

sieht, daß Goethe das Drama um Jacobis willen deshalb liebt, weil dieser seine ganze Seele darin fühlen werde. Mit dieser einfach natürlichen Deutung stimmen Goethes Briefe an die Fahlmer. Er schreibt dieser einmal: „Fritz wird das Stück von Ihrer Hand gewiß zehnmal lieber.“ Wenn schon die glühende Darstellung der „Stella“ die Seele des Freundes tief ergreifen muß, so wird sie diesem noch viel lieber, wenn er sie, statt von einer steifen Kanzlei-hand, von der so innig verbundenen, seinen ganzen Werth fühlenden Freundin geschrieben sieht. In der Aeußerung: „Stella‘ ist schon Ihre, wird durch das Schreiben [Abschreiben] noch Ihrer. Was wird Fritz für eine Freude haben?“ bezieht sich das Ihre darauf, daß sie das mit glühender Seele gedichtete Stück, soweit sie es kennt, sich ganz angeeignet hat. Mit Recht bemerkt Schröder, nach diesen Aeußerungen scheine es ihm mit Händen zu greifen, daß Jacobi und die Fahlmer nicht den Anlaß zur „Stella“ gegeben, sondern Goethe sie für das geeignete Publikum gehalten, das Stück mit empfänglicher Seele aufzunehmen.

Für die Beziehung des Stückes auf Jacobi spricht nach Scherer die Zeit der Dichtung; denn Goethe schrieb sie „unmittelbar, nachdem Fritz Jacobi bei ihm gewesen war und ihm sein ganzes Innere aufgeschlossen hatte“. Aber Jacobi war in diesem Winter zweimal in Frankfurt, auf der Hin- und Herreise nach Karlsruhe, einmal fast vier Wochen bis zum 5. Februar, dann vom 23. Februar bis zum 2. März. Wenn Jacobi wirklich, wie Scherer annimmt, das that, was er im Briefe vom 6. November Goethe versprochen hatte, „ihm in dieser oder jener Stunde erzählte, in was für Fesseln man ihm von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie man alles angewandt, seine Kräfte zu zerstreuen, seine Seele zu verbiegen“, so wird dies doch wohl beim ersten längern Besuche geschehen sein, und man sollte denken, zwischen diese beiden Besuche, schon in die erste Woche des Februar, werde der Beginn des Stückes fallen, wenn es durch Jacobis Erzählung angeregt worden sein soll. Allein wenn Jacobi Goethe nichts weiter berichtete, als was er in jenem Briefe verspricht, so hatte er gerade das nicht berührt, worauf es Scherer ankommt, das Doppelverhältniß zu Betti und Johanna, er hatte nur des Zwanges gedacht, in welchem ihn sein Vater ge-

halten, der ihn mit Gewalt zum Handelsstande bestimmte, und selbst davon wird er nicht in scharfer Weise gesprochen haben, da das arge Zerwürfniß mit seinem Vater schon vorüber war, in dessen Angelegenheiten er eben nach Karlsruhe reiste. Und wer sagt uns denn, wann Goethe den Plan zu „Stella“ gefaßt hat? Wissen wir doch, daß es oft lange Zeit dauerte, ehe er zur Ausführung seiner Pläne schritt. Könnten die Pläne zu „Stella“ und „Claudine“ nicht schon in das Jahr 1774 fallen? Wir wissen nicht genau, womit er in den „einigen sehr produktiven Tagen“ beschäftigt war, deren er sich am 13. Januar gegen Knebel rühmt. Wenn er im April nach Vollendung der „Stella“ zur „Claudine“ zurückkehrte, sie „aufgrub“, wie er an die Fahlmer schrieb, so könnte er diese im Februar haben liegen lassen, um „Stella“ zu vollenden, zu welcher ihn eben die Leidenschaft für Lili trieb. Und Scherer gesteht ja selbst zu, daß die Handlung des Stückes durch Swifts Liebesabenteuer veranlaßt sei. Bei dem neuerdings so meisterhaft ins Leben gesetzten Vermuthungsspiele könnte man sich auch denken, im Januar sei durch die Erzählungen Jacobis der Plan der „Stella“ mit Beziehung darauf verändert worden, schwebte nicht die Annahme, Goethe habe von einem Doppelverhältnisse Jacobis zu beiden Frauen etwas gewußt, völlig in der Luft.

Doch hören wir Scherers weitere Beweise. Eine Aeußerung von Betti „belege unzweifelhaft“, Goethe habe „sich erwägend und fragend mit Jacobis Verhältniß zu ihr und zu Johanna Fahlmer beschäftigt“. Sehen wir zu! Bettis launige Antwort an Goethe vom 6. November 1773 schließt mit den Worten: „Daß die Tante [Johanna] und ich unsern ebenen und geraden Weg neben einander ohne stumpfen und stolpern gehen, ist wahr, obgleich noch wohl immer ein Räthsel für den Herrn Doktor Goethe Lobesan.“ Betti deutet hier auf einen launigen Ausdruck Goethes, der einmal gemeint hatte, zwei so verschiedene Naturen wie die heitere Betti und die schwermüthige Fahlmer würden wohl nicht gut lange zusammen auskommen. Von einer Beziehung beider auf Jacobi ist hier gar keine Rede; und wer berechtigt Scherer, Goethe eine solche Plumpheit zuzumuthen, daß er hätte äußern können, sie würden sich nicht wohl vertragen, weil sie auf einander eifersüchtig seien, und dies zur Zeit

der Niederkunft Bettis, der Johanna mit herzlicher Sorge zur Seite stand. Auch übersieht Scherer, daß er hiermit die Kenntniß des „zum Nachdenken reizenden Verhältnisses“ dieser drei Menschen, die er eben erst 1775 erhalten haben sollte, sogar vor dessen persönliche Bekanntschaft setzt. Von jener Briefstelle bemerkt Schröder mit vollem Recht: „Da ist weder ein Leiden noch eine Leidenschaft zu erkennen.“

Unser Entdecker schickt sich nun an, die Aehnlichkeit des Verhältnisses der beiden Frauen zu demselben Manne in der „Stella“ und in Jacobis Leben nachzuweisen. Jacobis „Woldemar“ (in der ersten Fassung von 1777 „Liebe und Freundschaft“ überschrieben) drehe sich, bemerkt er, wesentlich um die Beziehung zwischen Woldemar und Henriette, d. h. Fritz Jacobi und Johanna. Aber zu dieser Gleichstellung sind wir durchaus nicht berechtigt, wenn auch freilich ein entfernt ähnliches Verhältniß vorliegt. Henriette erklärt nie heiraten zu wollen; sie empfindet nur die reinste, heiligste Freundschaft, die nie in Leidenschaft der Freundschaft ausarten kann; sie hat Woldemars Ehe mit ihrer Freundin Alwine bewirkt und steht beiden, die sie gleich liebt, mit schwesterlicher Treue zur Seite, bis Woldemar mit Bitterkeit gegen sie erfüllt wird. Johanna fand Jacobi schon verheiratet, als sie nach längerer Entfernung Düsseldorf wieder sah, wo sie als Jugendfreundin Jacobis beider Gatten vollstes Vertrauen besaß. Henriette hat abweichend von Johanna drei Schwestern. Sie ist, was sich bei Johanna nicht findet, etwas verwachsen, so daß sie am linken Fuße einen höhern Absatz trägt.

Freilich bringt Scherer Licht in die Verwirrungen des jacobischen Kreises im Laufe des Jahres 1770, aber wir gewinnen dadurch nichts zur Aufklärung des bei „Stella“ zu Grunde liegenden Stoffes, nur löst sich die von Urlichs zu Hülfe gerufene heftige Leidenschaft Johannens zu Jacobi in ihr Nichts auf. Hören wir den Stand der Sache, wie ihn Scherer aus den Briefen in J. G. Jacobis Nachlaß herausgefunden. Im Jahre 1769 trat ein schweres Zerwürfniß zwischen Jacobi und dessen Vater ein. Der erstere, der eben seine Frau ins Geschäft gezogen und deshalb Johannens Erzieherin, die Vogner, zur Führung des Haushaltes ins Haus genommen hatte, gerieth in schlechten Ruf, wozu die nächste

Veranlassung das unglückliche Bekanntwerden einer Jugendsünde gab; man behauptete, er führe ein ausschweifendes Leben, halte sich Geliebten und stehe auch mit der Bogner in sträflichem Umgang. Der Vater, durch böse Zwischenträger auf Fritz erbittert, verbot den Seinigen den Umgang mit diesem und dessen Hause. Vergebens suchte Johanna zu vermitteln; sie und Betti baten den ältern Bruder, um jeden Preis den Vater zu versöhnen. Die Bogner begab sich, um dem schmähhchen Verdacht zu entgehen, zur Familie Clermont in Vaels. Die Vermuthung liegt nahe, daß die Verleumdung auch Johanna nicht verschont, und diese deshalb gleichfalls Düsseldorf verlassen, aber dies ist eben nur Vermuthung, die durch dasjenige, was Urlichs angibt, entschieden widerlegt wird. Nach diesem (Briefe S. 6) ging Johanna ihrer Kränklichkeit wegen nach Spaa und Aachen, kehrte aber nachdem sie ihre Krankheit überstanden, nach Düsseldorf zurück; der Besuch der Bäder war demnach keine ihr aufgebrungene Trennung von dem geliebten Freunde, wie es Scherer darstellt. Die Schwermuth, in welche sie fiel, und die „andern als physische Leiden“ waren wohl zum Theil Folge der Krankheit, wie schwere Krankheiten nicht selten eine Aenderung der Gemüthsstimmung zur Folge haben, wobei freilich die Noth, welche Fritz Jacobi und seine Gattin durch die arge Verleumdung und das Zerwürfniß mit der Familie erlitten hatten, mitwirken mochte. Erst im Juni 1772 zog sie mit ihrer Mutter und dem Galerieinspektor Mannlich von Düsseldorf nach Frankfurt. Daß es ihr schwer fiel, sich von dem jacobischen Hause zu trennen, wo jetzt wieder alles in bestem Stande war, dürfen wir glauben. Scherer muß zugeben, daß Jacobis Roman „Liebe und Freundschaft“ in dem Verhältnisse zwischen Woldemar und Henrietten keineswegs ein treues Bild der Stellung Jacobis zu Johanna gibt, dennoch benutzt er ihn, um eine innere Verwirrung zwischen Fritz und der Freundin durch haltlose „Vielleichts“ in das Lebensbild Johannas zu bringen, womit eben nichts gewonnen, nur ein böser Schatten ohne Noth darauf geworfen worden. Nach allem, was wir von Johannens Mutter wissen, stand diese zu ihrer Tochter nicht freundlich; ihr „ander garstig Verhältniß“, dessen Goethe am 14. August 1774 gegen Jacobi gedenkt, war wohl das zu dieser, welche sie

auch gezwungen haben wird, ihr nach Frankfurt zu folgen. Zu weitem Vermuthungen fehlt es an Haltpunkten, selbst über des Galericinspektors Mannlich Stellung zur Familie. Aber sogar nach allen Voraussetzungen Scherers bildet das Verhältniß zwischen Fritz Jacobi und der Fahlmer keinen Punkt, der von Goethe in der „Stella“ hätte benutzt werden können.

Aber dieser mochte den Versuch nicht aufgeben, eine gewisse Beziehung des Stückes auf Jacobi, mit welchen Mitteln es auch sei, herauszubringen. Jacobi, meint er, könne anfangs 1775 Goethe auch gestanden haben, daß er eine Dienerin seines väterlichen Hauses verführt hatte und durch sie Vater eines Kindes geworden sei. Doch hatte er diese nicht hülflos gelassen, sondern für beider Auskommen gesorgt. Gretchens Schicksal im „Faust“ sei wohl ein Phantasiebild, was aus Friederiken hätte werden können, wenn er sich dem leidenschaftlichen Zuge seines Herzens (?) überlassen hätte. Wer wird an eine solche Vor Spiegelung glauben, da zu Gretchen vielmehr die Grundzüge in Goethes erster Liebe lagen und die Verführung dem Dichter durch die Sage gegeben war! „Diese Analogie zwischen dem wirklichen Schicksal (?) eines Freundes und dem möglichen eigenen Schicksale, die Vorstellung, daß ein solches Mädchen doch wie eine Frau anzusehen sei, welche wiederkommen und Ansprüche erheben könne, dies war es vielleicht, was den stärksten Impuls zur ‚Stella‘ gab. Deshalb vielleicht trat Cäcilie in eine etwas tiefere Sphäre und sollte sich in eine dienende Stellung begeben.“ Man muß den dramatischen Drang des Dichters und die Art, wie er die dichterische Fabel sich schafft, ganz aus den Augen lassen, um solchen phantastischen Träumen sich hinzugeben. Goethe, der gerade die Macht der Liebe in mancherlei Weisen dramatisch zu gestalten sich getrieben fühlte (man denke an „Erwin“ und „Claudine“), mußte von Swifts Geschick lebhaft ergriffen werden, das ihm Gelegenheit bot, das Glück und Unglück der Liebe in zwei, einem haltlosen Verführer ihre ganze Seele hingebenden Frauen darzustellen, woraus denn die Gestalten Stellas und Cäcilien, die gegensätzlich ausgeführt werden mußten, sich von selbst d. h. durch seine mächtige Gestaltungskraft, herausbildeten. Besonders zog ihn die Liebesheldin an, in welche er die unendliche

Glutkraft der Liebe, wie er sie in Lili ersehnte, ausprägen wollte, und da war nichts natürlicher, als daß gerade die erste Lilizeit diese Frucht trieb. Die Jugendsünde Jacobis mit Anna Katharina hätte man still im Nachlasse seines Bruders ruhen lassen sollen; dem Dichter bot sie keinen Stoff, der ihn ja viel glücklicher in Swift fand. Daß in Fernando Goethe und Jacobi zusammengefloßen seien, wie in Jacobis Allwill und Woldemar Züge beider Freunde sich finden, ist eine durch nichts gerechtfertigte Behauptung. Freilich zeigt Fernando ebenso wie Werther, wohin es führt, wenn man dem Herzen allen Willen thut, nicht auf die Stimme des Gewissens hört, und auch Goethe wurde von seinem entzündlichen Herzen mächtig hingerrissen, aber er wußte, wie schmerzlich es ihm auch sein mochte, sich zeitig zu fassen, auf die Stimme des „Nicht zu weit!“ zu achten. Scherer bemerkt: „Goethe sieht Menschen um sich, die Sklaven ihres Herzens sind: er selbst fühlt diesen Tyrannen in seiner Brust, er selbst hat sich seiner Macht nicht stets entzogen, er selbst hat die Wonne der Ruchlosigkeit gekostet. [Dies müssen wir doch entschieden verneinen!] Diesen Menschen sagt er zum Trost, und er tröstet sich selbst damit: „Euer Gebieter ist ein schlimmer Feind, ich sehe, wie ihr gepeinigt seid; aber eins gibt es, was euch heilen wird: allgegenwärtiger Balsam allversöhnender Liebe.“ Ich sehe nicht, wie Goethe in der „Stella“ einen solchen ruchlosen Trost geben soll. Das Drama lehrt nur das eine, daß die Macht wahrer Liebe auch die Eifersucht überwinden könne; wie die Heldin die Glutkraft der die ganze Seele verschlingenden Liebe, so zeigt die entsagende Cäcilie die Großherzigkeit der Verzichtung zu Gunsten der jungen Freundin, der eine gleiche Entsagung unmöglich ist. Will Scherer seine Behauptung durch die von Goethe in Bezug auf „Stella“ an die Fahlmer gerichteten Worte belegen: „Ich bin müde über das Schickal unseres Geschlechts von Menschen zu klagen, aber ich will sie darstellen; sie sollen sich erkennen, wo möglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe werden“, so verkennt er, daß stärker gerade auf den Widerstand deutet, und Goethe, wenn er sich auch selbst zu diesen entzündlichen Menschen rechnet, doch nicht bloß die diesen meistens fehlende Selbsterkenntniß, sondern auch die Stärke

sich zuschreibt. „Was braucht es mehr des Kommentars?“ bemerkt Scherer: und doch hat er gerade den Sinn dieser Worten unglücklich mißverstanden!

Hiermit aber begnügt er sich nicht. Schon im Jahre 1773, als Jacobis Gattin zu Frankfurt mit Goethe verkehrte, als er selbst diesen „noch nicht mochte“, läßt er ihn über das Verhältniß Fritzens zu Betti und der Fahlmer zweifeln, wobei er sich auf die von uns oben besprochene Aeußerung Bettis stützt, welche er so sonderbar deutet. „Er sah das lebenswürdige Täntchen schwermüthig und sehnsüchtig; er war vielleicht geneigt, an eine Schuld Fritzens zu glauben. Er mußte ihn nach den Schilderungen, die er empfing, sich selber ähnlich denken; er traute ihm verwegenes Spielen mit Frauenherzen zu: daraus nothwendig folgend Schwanken, Bedrängniß, Zwiespalt.“ Das sind doch nichts als lauter Seifenblasen! Persönlich zog ihn damals Jacobi gar nicht an, von dem die Frauen ihm nur den besten Begriff zu machen suchten; trotz der Lebenswürdigkeit von seiner Frau, Schwester und Tante wollte er gar nichts von diesem wissen, der von ihm wie von einem Hundejungen gesprochen hatte. Wie wäre es möglich, daß er aus den Unterredungen mit den ihm zunächst stehenden Frauen einen solchen Begriff von Jacobi bekommen hätte! Scherer fährt fort: „Er lernte ihn kennen und lieben. Nun wurde er ihm erst recht interessant, nun wurde ihm seine Geschichte erst recht ein Problem. [Noch Ende 1774 wußte er nichts von Jacobis Jugend!] Und wenn vollends Fritz ihm vielleicht seine Schuld gegen Anna Katharina erzählte [wie hätte er dazu kommen können!] und er sich an Friederike erinnert fühlte [welch ganz anderes Verhältniß!] . . ., die Aehnlichkeit zwischen ihm und Fritz sich neu zu bewähren schien, während sein stürmisches Herz von einer neuen Leidenschaft entflammt war und er doch, dem Freunde hierin überlegen, auf die Rechte dieses Herzens nicht mehr trogte: so stand das Gerüst des Stückes in seiner Phantasie fertig. Cäcilie sank etwas, insofern sich Anna Katharina und Adelaide verschmolzen. Dadurch hob sich Fernando ein wenig.“ Welche Seltsamkeiten! Um das Gerüst zu bauen, das in dem Stoffe selbst gegeben war, nur durch freie dichterische Gestaltung ausgeführt werden mußte, soll der Dichter nach Zügen

aus Jacobis Leben betteln gehen, um aus ihnen seine Cäcilie zusammenzuschweißen, und seinen Fernando aus so viel Gewichtstheilen Jacobis und so vielen eigenen zusammensetzen. Eine solche Konstruktion ist wie rein willkürlich erdacht, so des wahren Dichters unwürdig, der wohl zu seinen Gestalten diesen oder jenen Zug nehmen, wie er selbst einmal sagt, sie mit hervorstechenden Eigenschaften bestimmter Personen tingiren kann, aber sie aus dem vollen schafft, sie aus dem Boden der Handlung hervornachsen läßt. Bei Scherer's persönlichen Deutungen schwindet jede Kunst dichterischer Komposition, welche die Fabel von innen heraus bildet.

Aber Fernando soll auch ein „reuziges Bekenntniß“ Goethes sein, wie nach seiner eigenen, freilich nicht streng zu nehmenden Aeußerung Weislingen und Clavigo. In dieselbe Reihe sollen denn auch Faust's Gretchen, ja „der untreue Knabe“ der Ballade gehören. Freilich ist es bequem, bei jeder Verführungsgeschichte, die Goethe gedichtet, diesen selbst unterzuschieben, obgleich wir von keiner eigentlichen Verführung desselben wissen. Was wird damit aber im Grunde gewonnen? Mit welchen Augen würde Goethe eine solche Beschuldigung vor den Kopf angesehen und wie lustig den Literaturprofessor, wenn er so etwas von ihm geäußert, abgefertigt haben! Der Geschichtsprofessor Luden konstruirte Goethe einmal in ähnlicher roher Weise die Entstehung seines „Faust“, in den der Dichter manche Vorgänge seines Lebens, die ihn reizten oder beschäftigten, verarbeitet habe, wie z. B. die Verführung eines Mädchens zur Schöpfung Gretchens Veranlassung gegeben haben möge. Goethe rächte sich in seiner Weise an ihm dadurch, daß er ihn mit dem Paradoxon ergeßlich neckte, es gebe keine Wahrheit in der Geschichte. Es ist wahrlich ein schlechter Lohn für die gelungene Darstellung, wenn man deshalb den Dichter selbst der von ihm geschilderten Schuld zeihet! Wo bleibt da das deutsche Gewissen!

Da es sich aber bei „Stella“ um eine Doppelliebe handelt, so fragt sich Scherer, ob Goethe nicht auch eine solche einmal erlebt. Da müssen denn zunächst die beiden Tanzmeisterstöchter zu Straßburg herhalten, obgleich Goethe diese Geschichte erst spät in „Wahrheit und Dichtung“ frei novellistisch ausgestattet hat und von einem leidenschaftlichen Verhältniß von Goethes Seite eigentlich

gar keine Rede sein kann. Dann hören wir, daß „seit der Mitte Januar 1774 die Gestirne Lotte und Max gleichzeitig an seinem Himmel standen, so daß sich ihr Licht vermischte“. Aber beide waren damals schon verheiratet und Goethe hatte ihnen als ehrlicher Mann entsagt, wie tief er auch das Unglück der Brentano bedauerte, das ihn zur endlichen Ausarbeitung seines „Werther“ trieb. Die Jahre 1773—1775 sind für die Doppelliebe Goethes so wenig ergiebig, daß Scherer außer der mit der Liebe zu Lili gleichzeitigen herzlichen Beziehung zur Gräfin Auguste von Stolberg nichts anzuführen weiß. Und doch ist der ideelle Drang nach der letztern, diesem Schutzgeiste in der Noth, von durchaus anderer Art und konnte unmöglich ein Vorbild zu den Entwicklungen der „Stella“ bilden. Nicht zufrieden mit der Ueberlieferung schiebt Scherer Goethe auch Jacobis Lucie aus „Allwills Papieren“ zu. Die dort auftretende Sylli sei das Abbild von Johanna.\*) Dagegen stellen wir das entscheidende Zeugniß von Jacobi selbst in einem Briefe an die Laroché: zu seiner Sylli habe ihm kein sterbliches Wesen gefessen; bei den in ihrem Namen geschriebenen Briefen habe er sich in einer Situation befunden, wo ihm alles, was sie sagt, geradezu aus eigenem Herzen gekommen. Zum Portraitmalen, fügt er hinzu, habe er überhaupt nicht das mindeste Geschick. Wie soll

\*) Alle Schicksale Syllis sind durchaus verschieden von denen der Fahlmer. Mit fünfzehn Jahren verlor sie die Mutter, ihr Vater „begrub sich in ein Karthäuserkloster“. So kam sie mit ihrem Bruder Clemens „unter Vormundschaft, und in eine so verwirrete Lage, daß ihr Herz dabei um und um wund werden mußte“. Sie war „etwa einundzwanzig Jahre alt“, als einer ihrer Jugendgenossen August Clerdon sie wieder sah und heftigste Liebe für sie empfand, „ein feuriger Mann, von überschwenglichem Geiste, aber sehr unstemem Sinne“. Obgleich sie ahnte, daß dieser sie unglücklich machen würde, liebte sie „den herrlichen Menschen“ und heiratete ihn. Sie zog mit ihm nach E., wo er eine der ansehnlichsten Stellen bekleidete. Drei Jahre nachher starb er in der Verwicklung eines durch niederträchtige Treulosigkeit gegen ihn angesponnenen Handels, der ihm die völlige Zerstörung seiner äußerlichen Glückseligkeit drohte. Die Durchführung des Rechts Handels nöthigte sie in E. zu bleiben, das sie nie geliebt hatte; ihre ganze Seele hing nach E., wo alles, was sie noch an die Erde fesselte, vereinigt war. Dort lebte ihr Schwager, mit dem sie sich über manches vollkommen, über vieles sehr gut verstand, über einiges aber auch

man es nennen, wenn Scherer sich ohne Rücksicht auf sprechende Zeugnisse die Sachen ganz willkürlich zurecht rückt! Da sich Jacobis „Allwill“ nicht eben durch große Erfindungskraft auszeichne, so werde auch Lucie, deren Tod nach Syllis Briefe Allwill sei, eine wirkliche Person aus dem Jacobi und Goethe bekannten Kreise sein, auf die Goethe verderblich gewirkt habe. Warum auch nicht gar Mannchen, da Allwill Lucien seinen Abschied von dieser mit ziemlich pathetischer Laune erzählt hatte! Die ganze Gewissenlosigkeit, welche Sylli von Allwill berichtet, muß in Jacobis Namen Goethe aufgehalst werden, damit Scherer's grausamer Scharfsinn zu Recht komme. Und doch hat letzterer selbst gestanden, daß Allwill kein bloßes Abbild Goethes sei, Jacobi auch sein eigenes Verhältniß zu Johanna romanhaft dargestellt habe. Und doch spielt dieser Allwill gar nicht in Goethes Kreise, sondern in dem jacobischen, da wir ihn bei Clerdon (Jacobi) finden, der in C. wohnt, das Düsseldorf sein soll, wie C. Frankfurt, Hainfeld (Scherer übersieht, daß nach Wielands „Merkur“ Heimfeld Druckfehler für Hainfeld ist, den freilich Jacobi später stehen ließ) Pempelfort. Im Grunde treffen diese Ortsbestimmungen gar nicht zu, da die ganze Geschichte an die Donau verlegt ist, was freilich nicht hindert, daß Jacobi die heimischen Orte im Sinne hatte, und z. B. Hainfeld, das Gut der Frau von Steinach oder Reinach, der Tante von Heinrich Clerdon's Gattin, einer geborenen von Walberg, Kastanienalleen und Boskete wie Pempelfort hat. Natürlich fehlt es Scherer nicht an einer Vermuthung, wer jene unglückliche Lucie gewesen sei. Er entdeckt sie in Antoinette Luise Gerock; diese sei die einzige von Goethes frankfurter Freundinnen, welche nachweislich auch mit den Jacobis in Verbindung gewesen. Auch diese Behauptung ist nicht richtig. Die Fahlmer stand auf freundlichstem Fuße mit der ganzen Familie

nur kaum erträglich. Trotz allem diesem behauptet Scherer (Im neuen Reich S. 845), Syllis äußere Schicksale seien zum Theil denen Stellas nachgebildet. Jacobi soll sein eigenes Verhältniß zu ihr schildern nach ihrer Trennung von Düsseldorf, was, wie wir sahen, Jacobi selbst entschieden leugnet. Freilich sehnte sich Johanna nach ihrem lieben Düsseldorf zurück, aber daß sie sich so unglücklich gefunden wie Sylli, daß sie Goethe für einen so gefährlichen Menschen gehalten habe, wie diese den Allwill, davon findet sich keine Spur.

Gerock, in welche sie auch Betti Jacobi einführte, und es kam keine Frage sein, daß auch Jacobi bei seinem Aufenthalt zu Frankfurt diese Familie besuchte, in welcher damals drei, ja vier erwachsene Töchter waren. Scherer erinnerte sich nicht, daß Betti Jacobi am 6. November 1773 an Goethe schrieb: „Bereits seit einigen Tagen lauerte ich auf einen wohlstudirten Glückwünschungsbrief [zu ihrer Niederkunft] von Käthchen, Charlotte, Antonette oder Nane; oder dachte, Antoinette wenigstens würde sich mit einem Subelgeschrei vor meinem Bette einfinden.“ Es sind die vier ältern Töchter Gerocks gemeint, Charlotte, Antoinette, Käthchen und Anna.\*) Sie nennt Käthchen an erster Stelle auch gleich darauf, wo die Schwestern einfach als die übrigen bezeichnet werden. Betti erwartete von Goethe deren Porträts. Dieser aber erwiderte: „Die Gerocks haben Sie von Herzen lieb, sind aber übel daran. Käthchen ist krank, die Antoinet hat mehr Begierden als für diesmal befriedigt werden können. Und ich meide sie, weil ich nichts Besseres zu wirken Kraft habe. Daran liegt's auch, daß Sie noch kein Porträt haben.“ Scherer selbst gesteht, daß Goethe mit Antoinette, wie mit den übrigen Schwestern, brüderlich unbefangen stand. Und doch soll Antoinette Gerock unter der Lucie gemeint sein, von der Sylli schreibt, sie sei von Allwill (nach Scherer's Deutung Goethe) hingewagt worden (denn sie sterbe) und ihr Tod sei Allwill. „Nie war der Holden ein Jüngling erschienen, wie Allwill — so sinnend, so bescheiden, und zugleich so voll Geist und edlen Eifers. Keine Tugend, keine Liebenswürdigeit, die sich nicht in ihm abspiegelte, wie Sonn' im Meer, und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur. Ueberall in vollem Entzücken für fremdes Verdienst, war sein einziges Bestreben, daß er nur gelitten würde. Eine so rührende Einfalt, bei so vielen Vortrefflichkeiten, bei dem schönsten Jugendglanz mußte jedweden bezaubern.“

\*) Vgl. meine „Frauenbilder aus Goethes Leben“ S. 140. Von Loeper vermuthete (Briefe Goethes an Sophie von La Roche S. XIII), die La Roche habe die Schwestern bei den „drei ältlichen unverheirateten Frauenzimmern“ in „Rosaliens Briefen“ Nr. 79 im Sinne, die vollständig erst 1779 bis 1781 erschienen.

Auch gab es niemand, wie ehrenreich er war, der sich nicht gern Eduards Freund nannte . . . Unserer Lucie — dies alles vor Augen! . . . O ich seh' den Engel — still, unsichtbar in der Ferne schweben — beten für denselben Jüngling — Entzündet nur in Freude, in reiner Engelsfreude über den Edeln! und dennoch wars Gift!“ Wir haben die Stelle vollständig gegeben, damit man sich überzeugen könne, wie das hier von Allwill gegebene Bild weit entfernt ist, auf Goethe zu passen, der sich so gern ganz unbefangen hingab. Scherer bemerkt, Goethe habe an Antoinette Gerock geschrieben, auch wenn er nur kurz vor Frankfurt gewesen. Das wird dadurch begründet, daß Goethe einmal im November 1772 von Darmstadt aus, wir wissen nicht auf welche Veranlassung, an Antoinetten einen Brief richtete. Damit kann doch wohl nicht bewiesen werden, daß er ihr auch von Wezlar aus und von der Schweizerreise geschrieben habe. Goethe ging seit frühester Zeit, noch ehe er nach Leipzig zog, im Hause der Gerocks, mit denen seine Schwester innig befreundet war, ein und aus, ohne je eine zärtliche Neigung zu einer der drei ältern enthusiastisch an ihm hängenden, von seinem Wesen bezauberten Mädchen zu fühlen, von denen Merck schon 1772 schrieb, sie seien ganz nach Goethes Ideal gebildet. Nach der aus bester Quelle fließenden Ueberlieferung, die ich Frau Marie Belli-Gontard verdanke, flogen alle drei ihm an den Hals, so oft er sie besuchte. Damit stimmt Kestners Tagebuchbericht vom 22. September 1772: „Unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester\*) der Antoinette.“ Von letzterer und ihrer enthusiastischen Bewunderung für ihn, auch wohl ihrem idyllischen Drange, muß Goethe in Wezlar erzählt haben. Ihrer Eigenheit wegen bevorzugte er sie wohl vor den Schwestern, doch ohne daß eine Herzensneigung sich eingemischt hätte. Es heißt doch die wirkliche Lage der Dinge verschleiern, wenn Scherer übergeht, daß neben Antoinette zwei bis drei herangewachsene Schwestern standen, die gleichfalls von ihm bezaubert waren und auf seine

\*) Wohl die älteste, Charlotte.

brüderliche Freundschaft Anspruch erhoben. Aber nicht in sie, sondern in die älteste Tochter des Kaufmanns Münch lief er Gefahr sich zu verlieben. Als Charlotte und Rätchen\*) Gerock auf den Ball wollen, puht er diese dazu auf, aber er selbst begleitet sie nicht, sondern geht mit Antoinetten und Mannen in der Nacht über die Brücke spazieren und übersezt ihnen später zu Hause den Homer. Antoinettens liebevolle, heitere Schwärmerei bezeugt das, was er von ihrem Nachtspaziergang über die Brücke berichtet: „Das Wasser ist sehr groß, rauschte stark und die Schiffe alle versammelt in einander, und der liebe trübe Mond ward freundlich begrüßt, und Antoinette fand da alles paradiesisch schön und alle Leute so glücklich, die auf dem Land leben und auf Schiffen und unter Gottes Himmel. Ich laß' ihr die Träume gern, macht' ihr noch mehr dazu, wenn ich könnte.“ Als in derselben Nacht ein Sturm ausbrach, dachte er an die Schiffe und Antoinetten und ließ sich wohl sein in seinem „zivilisirten Bette“.\*\*\*) Hiernach schwärmte sie für das Leben in der freien Natur. Das brüderliche Verhältniß zu den Gerocks erhielt sich auch nach der Abreise von Goethes Schwester; sie kamen häufig zu der Frau Rath, besonders Sonnabends, wo Gesellschaftstage bei ihr waren, und Goethe sezte seine Besuche fort; auch theiligten sie sich noch immer an den Ausflügen im Sommer, auf denen das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch sich bildete. Als Schlosser nach Emmendingen zog, ging Charlotte Gerock mit als Gesellschafterin dorthin. Diese starb daselbst und an ihre Stelle trat Antoinette, die sich später dort verheiratete. Und diese Antoinette Gerock,\*\*\*) die heitere, schwärmerische Jugendfreundin

\*) Man hat Goethes Gedicht „Rettung“ komisch genug auf sie bezogen, aber Scherer hält dies, wie manche andere leere Einfälle, für kanonisch.

\*\*) In „Erwin und Elmire“ sagt die Mutter zu Elmire: „Wenn da draußen in der weiten Welt das Paradies zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingesperrt.“

\*\*\*)) Höchst unwahrscheinlich ist die von Scherer nicht bestrittene Annahme von Urlichs, in Goethes Aeußerung an die Zahlmer vom 6. März 1775: „Und habe mit der Loisgen und Ries (Riese) von sechs bis acht L'Hombre gespielt“, sei unter Loisgen Antoinette gemeint. Auch die von Urlichs S. 23 vermuthete „flüchtige Neigung“ Goethes zu ihr beruht auf irriger Beziehung, da, wie längst bekannt, in dem Briefe Goethes an Kestner vom 26. Januar 1773

Goethes, soll Lucie sein, deren Tod Allwill war, Lucie, die Allwill zwei Jahre nach seiner Entfernung schreibt: „Die Ungereimtheit Ihres Wesens läßt sich nicht denken, läßt sich auf keine Weise darstellen. Unbändige Sinnlichkeit — und stoischer Hang; weibische Zärtlichkeit, der äußerste Leichtsin — und der kälteste Muth und die festeste Treue; Tigersinn — und Lammesherz; allgegenwärtig — und nirgendwo; alles — und nie etwas — verdammter zweifacher Mensch! Unschuldiges himmelaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Cain! Ja! — aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an dich zu legen wagt.“ So hätte Jacobi die heitere, idyllische Antoinette Gerold schreiben lassen!? Goethe hat nur in heiterster freundschaftlicher Beziehung zu der Familie Gerold gestanden, er hat sich hier immer gegeben, wie es war, nie Hoffnung bei einer der Schwestern erregt, die ihr Leben vergiftet, wie es der Fall sein müßte, wenn Antoinette Luciens Abbild gewesen. Wir müssen eine so völlig haltlose Vermuthung, die allem widerspricht, was wir von Antoinette Gerold und ihrem Verhältniß zu Goethe wissen, als arge Verleumdung zurückweisen. Solche gewissenlose Aufstellungen sollte man grundsätzlich meiden, da davon immer, wenn sie auch widerlegt sind, ein trüber Schatten zurückbleibt. Aber Scherer nimmt auch die von mir zurückgewiesene Behauptung, Antoinette habe dem Dichter bei seiner Mignon vorgezeichnet, als Vermuthung auf, und möchte meine Gegen Gründe wissen, während er selbst keinen Grund für seine Beziehung angibt. Meine Bemerkung richtete sich zunächst gegen die Aeußerung von Max Jacobi zum Briefwechsel seines Vaters mit Goethe (S. 9): „Antoinette Gerold (so!), eine entfernte Verwandte des schlosserschen Hauses, Goethen von früher Jugend her leidenschaftlich anhänglich, soll den ersten Anlaß zum Bilde der Mignon im ‚Wilhelm Meister‘ gegeben haben.“ Er gibt sogar den Namen falsch an und setzt eine Verwandtschaft voraus, die

Suzanna Magdalena Münch gemeint ist. Vgl. meine Ausführung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1864, 349. Wer „Loisgen“ gewesen, mit dem er und Niese Schach gespielt, wohl in Nieses Hause, der ein großes Schachbrett zu viere besaß, weiß ich nicht. Zunächst würde man an eine Schwester Nieses denken, doch wissen wir bisher von einer solchen nichts.

nicht stattfand. Ueber die frankfurter Verhältnisse war er nicht gut unterrichtet, doch hatte er dies zu Frankfurt vernommen, wo so manche falsche Gerüchte über Goethe umgingen und hartnäckig geglaubt wurden, selbst in Goethes Familie. „Diejenigen, die sich der gerockschens Familie noch erinnerten“, so schrieb mir Frau Maria Belli-Gontard im Jahre 1851, „leugneten entschieden jede Aehnlichkeit.“ Ich denke, dies wäre ein genügend schwerwiegender Grund. Antoinette war eine in heitern Träumen sich gefallende, herzlich sich ergießende Natur, eine frische jungfräuliche Erscheinung. Ein entschiedenerer Gegensatz zu der knabenhaften, unter der Last eines schrecklichen Geheimnisses und des traurigen Schicksals gebeugten, in hingebendster Liebe ihrem Retter und Wohlthäter zugeeigneten herzranken Wignon läßt sich kaum denken. Scherer möge uns nur sagen, auf welchen bedeutenden, beiden gemeinsamen Zug er seine Vermuthung gründet! Aber freilich pflegt er sich eine eigentliche Begründung seiner losen Einfälle zu ersparen, mögen sie den Dichter auch in ein noch so ungünstiges Licht setzen. Getrost fährt er fort: „Ich vermuthe, daß Goethe den Ruf eines gefährlichen Menschen damals verdiente. Er unterlag, glaub' ich, dem unwiderstehlichen Trieb einer reichen, weichen, zärtlichen, enthusiastischen, phantastischen, anschiemig-samen Natur, sich nach vielen Seiten hin mit-zuthellen, mit vielen und verschiedenartigen Frauen in ein jedesmal ganz eigenthümliches, aber jedesmal reich geschmücktes, vertieftes, mit scheinbarer Ausschließlichkeit erfaßtes Verhältniß zu kommen.“ Wir müssen auf das entschiedenste das „mit scheinbarer Ausschließlichkeit“ bestreiten. Aber Scherer meint dies frischweg vermuthen zu dürfen. Mit solchen reinen Annahmen sollte man gewissenhafter sein, auch wenn sie nicht den sittlichen Charakter so arg trüben. „Manche Frauen glaubten ihn ganz zu besitzen, und besaßen ihn ganz, aber nur den gegenwärtigen und nur auf einige Zeit.“ Es habe „nicht fehlen gekonnt“, daß er sich zuweilen mit Bewußsein gleichgültig losgerissen, wo ihm noch warme Neigung entgegengebracht worden. „Wir wissen ja so wenig über sein frankfurter Liebeleben. Wenigstens Anna Sibylla Münch und Bili müssen in seinem Herzen nah an einander vorbeigestreift sein.“ Die einer jeden sachlichen Grundlage entbehrenden allgemeinen Sätze können wir als unbegründeter Be-

hauptungen zur Seite lassen; das über die Mäncz und Lili Gesagte hat kaum einen Sinn. Das Verhältniß zur erstern löste sich so leicht auf, als es sich gebildet hatte, und wahrscheinlich hatte Goethe, um einen passenden Abschluß des fünfzehnten Bandes zu gewinnen, es bedeutender dargestellt, als es wirklich gewesen; jedenfalls war sein Herz vollkommen von Liebe frei, als ihn Lili mit vollster Seelenglut anzog. Was aus Goethes „Wahrheit und Dichtung“ und einer nicht in phantastischen Bildern taumelnden Betrachtung seines Lebens sich ergibt, daß dieser nach der erschütternden Trennung von Friederiken sich vor jedem Anknüpfen eines neuen Verhältnisses gehütet, daß er, um eine ähnliche Schuld nicht wieder auf sich zu laden, Hoffnungen zu erregen vermied, die er nicht erfüllen konnte, daß er nicht wieder unbefonnen sich einer schmeichelnden Leidenschaft hingeeben, sondern sich scheu zurückgehalten, daß die Stimme des Gewissens laut in ihm geredet, so daß er keine der manchen weiblichen Bekanntschaften, die ihm immerfort Bedürfniß waren, mit der Hoffnung täuschte, er gehöre ihnen ausschließlich an: davon ist bei Scherer keine Spur. Es ist seltsam, wie dieser das tiefe sittliche Gefühl Goethes, das einen der Grundzüge von seinem Charakter bildet, völlig übersieht, um nur sein Vorurtheil festzustellen, Goethe sei immerfort ein treulofer Liebhaber gewesen, wie er sich Friederiken gegenüber zeigen mußte, um sie nicht unglücklich zu machen. Daß er diese Kraft der Entsagung bei Goethe völlig übersieht, selbst bei seinem Kampfe, den er in Wezlar mit sich kämpfte, seiner sittlichen Selbstüberwindung nicht gedenkt, ihn zu einer Art Don Juan macht (Literaturgeschichte S. 491), ist eine von Scherer's ärgsten Verärgungen gegen unsern großen rheinischen Dichter. Goethe mußte ihm ohne weiteres der Verführer Gretchens, der „untreue Knabe“ und Fernando sein. „Goethe genoß seine Triumphe. Auch die Macht, die er über Frauenherzen ausübte, muß ihn beseligt haben, wenigstens auf Momente.“ Aber ist es nicht gewissenloser Wahn, ohne weiteres Goethe alles das Schuld zu geben, was seine Helden verbrechen! So wird denn auch Fernando nach dem Zerrbilde, das Scherer sich von Goethe gemacht, kurzer Hand konstruirt. Goethe sei freilich auch „innig gut“ gewesen trotz seiner Lust, Frauenherzen zu brechen. „Und

wenn er irgendwo fühlte, daß eine Frau um ihn litt, während er sich einer andern zuwendete, ja wenn er gar vielleicht sich hinreißen ließ, theils aus Mitleid, theils aus Ritterlichkeit, theils aus rückkehrender echter Empfindung, dort sich noch zärtlicher zu zeigen, als er seiner veränderten Gesinnung nach durfte — und wenn ihm das plötzlich brennend, anklagend vor die Seele trat: — er muß vor sich selber erschrocken sein — in solchen Augenblicken fühlte er sich als Fernando.“ Von Goethes Verhältnissen zu Frauen in den Jahren 1772 bis 1774 sind wir nicht gerade dürftig unterrichtet, aber daß er irgend eine durch solchen grausamen Leichtsinng unglücklich gemacht, wissen wir nicht, wie bezaubernd auch sein Wesen auf alle wirkte. Doch Goethe ist so groß, daß man glaubt, diesem, um den eigenen Scharfsinn glänzen zu lassen, alles per fas et nefas ansbürden zu dürfen. Da Scherer nichts Bestimmtes aufzubringen weiß, so müssen wir es uns gefallen lassen, auf „Wilhelm Meister“ verwiesen zu werden. \*) „Wenn man zugibt, daß der durch vielfältige Anziehungskraft ausgezeichnete, durch vielfältige Liebesbegegnisse verstrickte, verwirrte, eingeengte, schließlich zwischen Therese und Natalie in der sonderbarsten Zwiespältigkeit schwebende Wilhelm Meister ein Abbild Goethes selbst sei; so wird man auch den persönlichen Gehalt seines Fernando leicht erkennen.“ Wo aber zeigt sich in Wilhelm Meister eine solche Treulosigkeit, wenn er sich auch von den Reizen der Gräfin durch die wohl berechnete Verlockung der Baronesse hinreißen läßt! Vielmehr leidet er an gut-

\*) Gelegentlich bemerken wir, daß Scherer in diesem Roman Lotharios Erzählung (VII, 7) vom Wiedersehen der einst geliebten Pächterstochter ziemlich genau dem Wiedersehen Goethes und Friederikens im Jahre 1779 nachgebildet findet. Aber von einer Nachbildung kann durchaus nicht die Rede sein; kein einziger Zug stimmt völlig, nicht einmal stößt Lothario mit Margarethen, wie Goethe mit Friederiken, auf der Schwelle so unerwartet zusammen; die Uebereinstimmung liegt einzig in dem Besuche der so lange nicht gesehenen Jugendgeliebten, dabei aber ist der größte Unterschied schon dadurch bedingt, daß Margarethe längst glücklich verheiratet ist, Friederike noch ganz in den alten Erinnerungen lebt. Und welche allerliebste Geschichte hat Goethe aus dem wiederholten Besuche, die Jugendgeliebte wiederzusehen, gemacht, wobei kein Zug ist, den er von Seseenheim entnommen hätte. Den Namen trägt Margarethe von seiner ersten Jugendliebe.

müthiger Schwäche, von der Goethe das gerade Gegentheil, festesten Willen und lebendige Klarheit, besaß. Und was will überhaupt die gangbare Redeweise sagen, Goethe sei dieser oder jener Held seiner Dichtungen? Diese sind alle aus seiner Auffassung des zu Grunde liegenden Stoffes hervorgegangen und so gebildet, wie sie ihm erschienen, mit Benutzung aller Erfahrungen, die er an sich und andern gemacht. So mußte denn auch in „Stella“ nicht bloß sein frisches Liebesleben, sondern auch die ihn eben umtreibende Liebe zu Lili, die glühendste, die er je empfunden, mitwirken.

Gehen wir noch kurz auf die Bemerkungen ein, die Scherer seiner Behandlung der „Stella“ vorausgeschickt hat. Der Warnung, man dürfe in der Auffuchung von Beziehungen zwischen den Werken eines Dichters und seinen Erlebnissen nicht zu weit gehen, stellt er witzige Paradoxien entgegen. Man höre! „Die sogenannte Vorsicht ist eine von den widerlichsten Gelehrten-Untugenden, mit der Feigheit recht innig verwandt.“ Aber hier handelt es sich um gewissenhafte Vorsicht, die sich vor allen noch so geistreichen, sachlich phantastischen Einfällen hütet, unter denen gerade die Goethephilologie neuerlich so bedauerlich leidet. Wir stellen Scherer den andern Satz entgegen: „Mangel an Vorsicht ist ein Fehler, welchen jeder gewissenhafte Forscher zu vermeiden sich ernstlich bestreben soll; Wahrheit wird nicht finden, wer mit unwahren Posten rechnet.“ Dem „tiefern Eindringen in das dichterische Geschäft“, wie sich Scherer ausdrückt, gesteht jeder Kundige seine Berechtigung zu, aber ernstlich müssen wir allem willkürlichen Gebaren entgegentreten, das unter dieser Firma sich eindrängt und Goethes Dichtungen und Leben durch wahngeschaffene Entdeckungen entstellt. Scherer behauptet, an solchen Untersuchungen hänge die große Fundamentalfrage, ob die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Natur sich auch auf die poetischen Produktionen erstrecke oder ob für die Willkür der Phantasie eine Ausnahmestelle im Weltplan offen gehalten werde. Diesen Zusammenhang sehe ich nicht ein. Die Phantasie des Dichters hat ihre eigenen Gesetze, die gar nicht davon abhängen, ob in der „Stella“ die Schattenbilder von Jacobi und der Fahlmer umherwandeln; wie Goethe seine Gestalten schafft, hat er selbst mehr als einmal ausgesprochen, wie er z. B. gegen Frau Herder äußerte, von

einem Individuum nehme er nur soviel, als nothwendig, um seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben; das übrige hole er aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Diesen Eindruck der lebenden Welt unter dem Mikroskope der vergleichenden Untersuchung in allen Einzelheiten von Goethes Leben und Dichtungen zerlegend nachzuweisen, wird uns nie gelingen, aber zur Ermittlung des wirklich zu Entscheidenden bedarf es eben der größten Vorsicht und der genauesten Kenntniß alles wirklich Feststehenden, während leider auch bei Scherer der Entdeckungseifer oft mit den Thatfachen leicht umspringt. Auch wirkt die gestaltende Phantasie keineswegs bei allen Dichtern gleich. Neuerlich hat uns der von Weinhold herausgegebene dramatische Nachlaß von Lenz den traurigen Beweis geliefert, mit welcher Roheit dieser wirkliche oder vorgepiegelte Erlebnisse in die dichterische Form eingezwängt hat. Goethe hat auch gerade hierin das schönste Maß zu halten gewußt, so daß das hastige Zagen nach persönlichen Beziehungen ihm das größte Unrecht thut und seine Dichtungen entstellt. Es gilt nicht sich in leichtem Wurfe eine eigene Ansicht zu bilden, sondern sie aus innerster Kenntniß hervorgehen zu lassen. „Die guten Leute, welche an das streng Beweisbare glauben und ohne Hypothesen auskommen wollen!“ spottet Scherer weiter. Streng beweisbar sei in diesen Dingen sehr wenig, meint er, sehr viel weniger, als sich meist die Gelehrten einbildeten. Und doch gibt es viele innere Beweise, zu deren Entdeckung es freilich der Wünschelruthle lebendiger Versenkung bedarf, und manches, worüber viel gestritten wird, liegt für den methodisch Forschenden klar am Tage. „Die Zeugnisse des Dichters selbst reichen nicht immer aus.“ Ja sie sind, fügen wir hinzu, oft unzuverlässig, was Scherer leider nicht immer beachtet. Aber daneben haben wir heute eine außerordentlich große Anzahl sonstiger unfundlichen Beweise. „Und wie ist es mit den Gestalten, über welche ein Zeugniß Goethes selbst nichts meldet?“ Wer leugnet, daß gewisse Beziehungen goethescher Dichtungen auf bestimmte persönliche Verhältnisse sich theils aus gleichzeitigen Berichten, theils aus der Kenntniß von Goethes Leben ergeben? Aber auch hierin muß der Forscher Maß halten, nur das darf er für gewiß ausgeben, was sich sorgfältiger Betrachtung als unabweisbar darstellt, dagegen da,

wo der Entdeckungseifer ihn blind fortzureißen droht, sich selbst zu rufen: Resistite diabolo! oder das von Scherer verhöhnnte „Nicht zu weit!“

„Man kann in sorgfältiger und besonnener Anschauung von Aehnlichkeiten in dem Leben und der Bildung eines Dichters einerseits und in seinen Werken andererseits gar nicht weit genug gehen“, läßt Scherer gesperrt drucken. Damit sind wir völlig einverstanden, aber wir bestehen auch auf der Bedingung der Sorgfalt und der Besonnenheit, an denen es leider Scherer und die auf gleichem Boden mit ihm Stehenden meist fehlen lassen. Je spezieller die Aehnlichkeiten seien, desto wahrscheinlicher werde die Benutzung von Seiten des Dichters. Aber damit begnügt er sich nicht: auch die fernern hätten bei der Schöpfung mit geholfen, seien ein Theil der Anregung gewesen, durch welche die dichterische Konzeption erfolgt sei. Hier aber geräth er geradezu ins Bodenlose. „Wenn ein Dichter eine Begebenheit darstellt, so wirken alle Begebenheiten ähnlicher Art, die er jemals erlebt, von denen er jemals gelesen, dabei mit, gleichviel ob er sich dessen bewußt ist oder nicht.“ Das ist ein Satz, der eben nur eine subjektive, mir durchaus unwahrscheinliche Ueberzeugung enthält, und der sich praktisch kaum verwerthen läßt, da wir eben nicht alle solche Anregungen kennen und die schwächern neben den stärkern kaum in Betracht kommen. Wie mag man leugnen, daß eine bedeutend sich aufdrängende Erscheinung ganz allein den Dichter angeregt haben könne, so daß daneben keine andere mitwirken konnte. Ist der Dichter etwa anders geartet wie die übrigen Menschen, bei denen ein mächtiger Eindruck die schwächern absorbiert? Scherer belegt seinen Satz durch ein nicht von einer Begebenheit, sondern von einer Person hergenommenes Beispiel. „Als Goethe den Harfner im ‚Wilhelm Meister‘ erfand, da mußten alle Gestalten von Harfnern, die ihm jemals begegnet, von denen er jemals gelesen, dabei mit arbeiten, unter andern auch der Harfenspieler, den er am 29. Juni 1776 in sein Tagebuch eintrug, und wie es scheint, am weimarischen Hofe traf.“ Ich kann Scherer mittheilen, daß dieser ein Virtuoso war, der im Hofkonzerte spielte, und dafür nach dem Rechnungsauszuge von Bertuch das beträchtliche Honorar von 36 Reichsthaler erhielt, freilich drei

weniger als der Kastrat Lorenz, der sich einige Monate früher hören ließ; ja Besozzi und Reinert aus München empfangen zusammen 133, doch waren die Honorare meist bedeutend geringer, wie z. B. die Sängerin Baumann 25 empfing. Dieser jedenfalls bedeutende Virtuos konnte Goethe kaum irgend einen Anhaltspunkt für seinen vom Schicksal verfolgten armen alten Harfenspieler bieten, eher ein bettelhafter Alter, der an den Thüren herumschlich. Scherer aber fährt fort: „Es ist also immer nützlich an diesen Harfenspieler zu erinnern, wenn man über die Konzeption von Goethes Harfner redet: aber freilich ob dieser irgend mehr darauf einwirkte als andere, ob er irgend einen bedeutsamen Zug lieferte, den andere nicht liefern konnten, ob Goethe etwa besondere Gespräche mit ihm führte, bei denen sich besondere geheimnißvolle Schicksale ergaben: davon wissen wir gar nichts. Eine Anregung, vielmehr eine Quelle für das goethesche Gedicht kennen wir damit jedenfalls; aber ihre anregende Kraft ist vielleicht nur der hundertste Theil jener anregenden Kraft, welche Goethe zu seiner Schöpfung trieb.“ Das ist doch ein seltsames Gerede, mit dem nichts gewonnen wird. Den Begriff eines Harfenspielers hatte der Knabe schon in der Heimat erhalten, da sich zahlreiche Harfenspieler auf der Messe herumtrieben, ja er muß wohl besonderes Interesse daran genommen haben, da er bei seiner Rückkehr von Straßburg in Mainz einen harfenspielenden Knaben nach Frankfurt mitnahm, den er zum Staunen der Mutter im Hause einquartiren wollte. Alle diese Harfenspieler und so viele er sonst sah, können nicht als Quelle für die wunderbare Gestalt des Unglücklichen gelten, dessen traurige Leidensgeschichte uns in der goetheschen Dichtung entrollt wird. Und warum muß denn Goethe dazu ein Modell gehabt haben, kann diese Gestalt nicht eine Schöpfung seiner Einbildungskraft sein, die wir keineswegs mit Scherer auf Reproduktion beschränken möchten! Mignon und der Harfenspieler wuchsen dem Dichter nothwendig als Gegensatz zu der gemeinen Schauspielerwelt hervor, zu der sein Wilhelm gerathen war. Es wäre doch gar zu wunderbar, wollten wir bei dem Harfenspieler alle je von Goethe gesehenen oder in Büchern gelesenen Harfenspieler als wenn auch nur zum tausendsten Theil betheiligt heranziehen. Mit demselben

Rechte müßten wir bei dem Grafen und der Gräfin in „Wilhelm Meister“ alle Grafen und Gräfinnen, von denen er je Kenntniß erhalten, heraussuchen, obgleich wir zwei bestimmte Personen kennen, von denen er hier Hauptzüge hernahm, und das äußere Benehmen solcher hochgestellten Personen ihm in allgemeinen so geläufig war, daß er nicht erst alle solche Einzelwesen zu dem Akkorde dieses Begriffes zusammenstimmen mußte. Daß der Dichter der Begriffe Graf, König, Harfenspieler, Stallmeister u. s. w. mächtig war, ist freilich unzweifelhaft, aber bei einer aus der Einbildung künstlerisch geschaffenen individuellen Gestalt, kommt die Art, wie er diese Begriffe gewonnen, gar nicht in Betracht. Freilich wissen wir, daß er immerfort beschäftigt war, dichterischen Stoff aus dem Leben zu gewinnen, daß Personen, Begebenheiten, Zustände sich ihm zu anschaulichen Bildern gestalteten, wobei er zuweilen wirkliche Studien machte, wie z. B. bei der Gräfin von Werthern-Neuenheilingen, die ihm zuerst den Begriff gab, was Welt haben sei, daß er immer neue Züge zu „erobern“ suchte, wie er in Leipzig „recht schöne Züge“ zu seinem „Wilhelm Meister“ sammelte, auch das Wesen der Judenheit“ zusammenbrachte: aber daraus folgt mit nichten, daß ihm zu jeder seiner Gestalten ein Modell gesehen habe, wie es Scherer glaubt, der dadurch zu den unhaltbarsten Annahmen verleitet wurde. Es gilt zunächst sich der künstlerischen Komposition einer Dichtung zu versichern, wobei sich herausstellen wird, daß die einzelnen Personen sich aus der dem Ganzen zu Grunde liegenden Anschauung herausgebildet haben, mag der Dichter auch einzelne Züge aus der Wirklichkeit herausgegriffen, ja zuweilen auf das Studium eines solchen Modells liebevollen Fleiß verwandt haben, doch ohne daß seine künstlerische Gestalt dem Modell vollkommen gleichen sollte. Man erinnere sich, wie Goethe, als er sich mit einem Drama „Der Falke“ nach einer Erzählung des Boccaccio trug, Frau von Stein bat, sie möge erlauben, daß er in seine Giovanna, die viel von Lili haben werde, einige Tropfen ihres Wesens gieße, nur so viel er brauche, um zu tingiren. Giovanna sollte weder Lili noch Frau von Stein sein, aber einiges von beiden haben. In „Wahrheit und Dichtung“ sagt er, er habe sich nach der Weise des Zeus die Erlaubniß genommen, an der Ge-

stalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder seine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten hergenommen gewesen.

Wie weit die Sucht nach dem Aufspüren persönlicher Beziehungen verleiten kann, zeigt der Versuch von Wilmanns, in dem Schauspiel mit Gesang „Erwin und Elmire“ ein Hochzeitsgedicht für Herder nachzuweisen (Goethe-Jahrbuch II, 149—167). Um einen solchen an Paradoxie auf gleicher Stufe mit Satyros-Herder stehenden Einfall irgend zu begründen, sucht er nachzuweisen, daß die Abänderungen, welche das Stück von der zu Grunde liegenden Romanze Goldsmiths zeigt, aus der Beziehung auf Herder hervorgegangen. Aber wie verfährt er hier! In der Romanze kommt Angelina zu ihrem entflohenen als Eremit lebenden Geliebten, der sie, sobald sie ihm das Geständniß ihrer Liebe gemacht, in seine Arme schließt. Goethe bedurfte zu seinem Schauspiel einer weiteren Ausführung, zu welcher er zunächst zwei neue Personen schuf, die Mutter der aus einer Angelina zu einer Elmire gewordenen Geliebten, die den Namen Olympia (Olimpia) erhielt, und einen gemeinsamen Freund, der Elmiren dazu bestimmt, dem frommen Einsiedler ihre Noth zu vertrauen, den er neulich bei einer zwischen Felsen gelegenen Hütte getroffen. Erwin, der in die Einsamkeit geflohen war, wo er sein Gärtchen pflegte, aber keineswegs sich dem Dienste Gottes geweiht hatte, wird durch den gemeinsamen Freund von der Ankunft der Geliebten unterrichtet und genöthigt, sich als Einsiedler zu verkleiden, um mit eigenen Ohren ihr Bekenntniß zu vernehmen. Vortrefflich ist es erdonnen, daß Bernardo Elmiren vorgibt, der heilige Mann habe neuerdings das Gelübde gethan, einige Monate kein Wort zu reden, so daß er ihr zunächst nur schriftlich Trost zusprechen könne, wogegen er Erwin anweist, Elmiren durch Zeichen anzudeuten, daß sie das von ihm zusammengefaltete Blatt erst an der in der Ferne stehenden Linde öffnen dürfe. Welche Vortheile der Dichter dadurch erhält, fällt in die Augen. Erwin wird zunächst vor der Gefahr bewahrt, sich sofort zu verrathen; nach Elmirens Entfernung hat er Zeit, die unendliche Freude über die Gewißheit seines Glückes auszusprechen, wie in gleicher Weise die zurückeilende Geliebte, der er sich dann zu erkennen gibt und ihre Härte verzeiht.

Aber Wilmanns braucht gerade diese für das Singspiel so glücklich berechnete Erweiterung, um aus ihr die Beziehung auf Herder zu beweisen. Deshalb muß er das so durchaus richtig motivirte Benehmen Erwins seltsam finden. Dieser habe ja das Gelübde nicht gethan: aber Bernardo macht dies eben Elmiren weiß und bestimmt Erwin, darauf einzugehen. Auch falle es auf, daß Erwin das Gewand des Einsiedlers erst angelegt, als Elmire naht, da er es gewöhnlich tragen müsse. Aber das ist ja gerade des Dichters vortreffliche Erfindung, daß Erwin nicht Einsiedler geworden, er sich in der Einsamkeit zwischen Felsen nicht dem Dienste Gottes, sondern der Erinnerung an seine verlorene Liebe und der Pflege eines Gartens widmet, daß die Verkleidung als Eremit nur von Bernardo zur Erreichung seines Zweckes erfunden ist. Und Wilmanns? Daß Erwin schriftlich Elmiren antworte, nicht mündlich sich erkläre, sei eine neckische Hindeutung darauf, daß Herder nicht mündlich, sondern bei der Festfeier seines Geburtstags Karolinen in einem ihr eingehändigten längern Briefe seine Liebe gestanden, was durchaus nicht komisch war, da er keine Gelegenheit fand, die Geliebte sonst persönlich zu sprechen. Noch wunderlicher soll die Anlegung des Eremitengewandes darauf deuten, daß Herder erst im geistlichen Gewande überwältigend auf sie gewirkt. Und das sollte Herder herauslesen! Es sind dies offenbar Schrullen, die auf gezwungene Weise das deuten sollen, was sich ganz natürlich erklärt, wenn man nur den Dichter verstehen will. Auf die weitem daran sich schließenden Deutungen von Wilmanns brauchen wir nicht einzugehen, bemerken nur, daß es ein geradezu toller Gedanke gewesen wäre, wenn Goethe auf solche Weise hätte Herder zu seinem Hochzeitstage Glück wünschen wollen. Auch fällt die erste Spur dieses „Schauspiels mit Gesang“, dessen Schauplatz „nicht in Spanien“ ist, mehrere Monate nach Herders Hochzeit. Goedekes Vermuthung, das Stück sei nicht allzulange nach der weglarar Zeit begonnen worden, weil Goethe schon 1770 die Romanze kennen gelernt habe, und des „Landpriesters von Wakefield“, aus dem sie genommen, später nicht mehr mit innerer Freude denke, ist auf Sand gebaut. Als er nach der Ausarbeitung des „Göb“ auf leichtere Stoffe für die frankfurter Bühne sann, kam ihm die liebliche Romanze wieder in den Sinn, deren Handlung

freilich erweitert werden mußte. Wilmanns ist genöthigt eine doppelte Bearbeitung anzunehmen, was denn auf ähnliche Weise begründet wird, wie die Bestimmung als Hochzeitgedicht für Herder. Bernardo soll der Oheim Lili, Nicolaus Bernhard in Offenbach, sein, dessen Bild zu Gunsten des einäugigen Einfalls von Wilmanns arg entstellt wird, ja wenn Goethe diesen Oheim Lili musterhaft ruhig, offenbar in vollem Ernste, nennt, so soll dies ironisch genommen und das „unerträgliche Alltagsgesicht“ Bernardos daraus erklärt werden. Freilich kann man von Wilmanns nicht erwarten, daß er in seinem Eifer bemerke, wie unverständig es von Goethe gewesen wäre, hätte er in der ersten schönen Zeit seiner Liebe zu Lili den guten Onkel in Offenbach so verspottet.

Doch kehren wir von „Erwin und Elmire“ zu „Stella“ zurück so hat Scherer den Beweis persönlicher Beziehungen auf Jacobi und die Fahlmer nichts weniger als erbracht; auch was er über Goethe-Fernando sagt, entbehrt jeder haltbaren Begründung. Glücklicherweise hat er Lucie nicht zu deuten gesucht, sondern sich damit begnügt, daß sie als kontrastirend zwischen die Trauernden und Leidenschaftlichen hineingestellt ist. Auch Klemchen, die Postmeisterin und der Verwalter, um des Postillons und des Jungen nicht zu gedenken, sind mit Auffuchung von Modellen glücklich unbehelligt geblieben, sie sind als freie, frische Schöpfungen des Dichters anerkannt.

### III.

Mit Urlichs hat sich Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens S. 462 ff.) wesentlich einverstanden erklärt, nur sei Goethes Schuld gegen Jacobi, wie wir schon S. 302 ausgeführt, gar nicht zu vergleichen damit, daß er durch „Werthers Leiden“ die Blicke der Welt auf Kestner und dessen Gattin gezogen, die bald jeder in Albert und Lotten erkannt habe. Auch von Loeper (zu Dichtung und Wahrheit III, 423) fand, Urlichs habe mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß mehrere der thatsächlichen Momente, die zu „Stella“ Veranlassung gegeben, in der Stellung

der Fahlmer zu Fritz Jacobi und seiner Gattin zu suchen seien, worin Scherers Mittheilungen in dem Aufsatze „Goethe und Abelaide“ nur bestärken könnten. Biedermann (Goetheforschungen S. 22 f.) hält es für zweifellos, daß Goethe hier bestimmte Zustände und Begebnisse seines Lebens verarbeitet habe; inwiefern Fritz Jacobis Familie hineingezogen worden, sei schon von Urlichs und Scherer ausführlich besprochen worden. Das ist aber in sehr verschiedenem Sinne geschehen, und von Biedermann hätte sich darüber, wenn er es vermocht, bestimmt erklären sollen. Doch er geht seinen eigenen Weg. Zu Stella habe Lili geessen; bei Cäcilien möchte er an Friederiken denken. Der Freiherr findet, daß Goethe auf die Pfarrers- tochter von Sesenheim verächtlich herabgeschaut habe. Was dieser nicht alles sieht! Vielleicht hätten auch Bürgers häusliche Ver- hältnisse (die doch Goethe ganz unbekannt waren) dabei eine An- regung gegeben. Die Anlehnung an Lessings „Miß Sara“ mache sich deutlich. Ein seltsamer, nichtsagender Ausdruck! Biedermann scheut sich nicht zu behaupten, Goethe habe das, was er in seinem Herzen für möglich erfunden, die gleichzeitige Hingabe an mehrere Frauen (das ist eben in der Art, wie es geäußert wird, eine frivole Verleumdung!), auch vor der Welt als berechtigt anerkannt sehen wollen, obgleich der Dichter so wenig mit „Stella“ vor der Welt auftreten wollte, daß er sie nur Freunden, unter ihnen auch Lavater, mittheilte. Noch vor Vollendung des Stückes hatte er an die Gräfin Auguste von Stolberg geschrieben, er werde ihr bald ein Drama schicken, das er gegen ihr übersitzend ihr gern ins Herz wirken möchte (ein Drama, dem Biedermann eine solche Tendenz andichtet!): drucken möge er es nicht lassen; denn er wolle, wenn Gott wolle, künftig seine Frauen\*) und Kinder in ein Eckchen begraben oder etabliren.

Schröder hat sich von der falschen Auffassung der Aeußerung Goethes, „Stella“ sei ihm um Jacobis willen besonders lieb, ganz

\*) Das Wort Frauen war in der ersten Ausgabe, wohl weil es von Binger für anstößig hielt, durch einen Strich ersetzt. Aber Frauen ist offen- bar nach dem ältern Sprachgebrauche die Einheit, wenn es nicht gar auf Ver- anlassung des folgenden Kinder verschrieben ist statt Frau.

frei gemacht, und richtig erkannt, daß Jacobi und die Fahlmer ihm nur die zur lebendigen Empfindung derselben erwünschtesten Leser geschienen, doch läßt er sonderbar genug dabei die Möglichkeit bestehen, es habe eine bekannte Jugendsünde Jacobis, welche Folgen gehabt, dabei vorgezeichnet, obgleich jede Andeutung dieser Geschichte fehlt, welche die Verführte keineswegs ins Unglück stürzte. Leider hat eine Bemerkung Scherers auf ihn eingewirkt, der von der Analogie zwischen diesem wirklichen Schicksal Jacobis (der Verführung!) und dem möglichen Schicksale Goethes spricht, der Vorstellung, daß ein solches Mädchen doch als eine Frau anzusehen sei, welche wiederkommen und Ansprüche erheben könne. Auch hatte Biedermann schon bei Cäcilien an Friederiken gedacht. Obgleich die beiden Frauen, welche Fernando verführt, bereits in der zu Grunde liegenden Geschichte von Swift liegen, sucht Schröer nach dem Urbild Cäciliens, da das der Stella durch die gleichzeitige Liebe zu Lili gegeben sei. Als ob Goethe nur dadurch zur Wahl des Stoffes von Swifts Doppelehe hätte gebracht werden können, daß er etwas Aehnliches sich selbst habe Schuld geben müssen, als ob er nicht durch den Stoff, unabhängig von seiner Person, hätte angezogen werden können, wie beim „Götz“, in dessen Dramatisirung Weislingen nicht deshalb als ein Treulosler dargestellt wird, weil Goethe sich gegen Friederiken schuldig fühlte, sondern weil er eines Gegners bedurfte, der den schärfsten Gegensatz zu Götzens ritterlicher Tapferkeit und Treue bildete, eines Treulosen, der den Jugendfreund in seinen heiligsten Gefühlen aufs tiefste verletzte. Auch bei „Clavigo“ zog ihn ja einzig der Stoff und dessen leichte Behandlung an; dieser bot ihm die schönste verlassene Geliebte, und Marie ist ebenjowenig ein Abbild Friederikens wie der charakterlose Clavigo wirklich Goethe selbst. Nicht anders verhält es sich mit der in „Erwin und Elmire“ bearbeiteten Romanze, wo das Liebespaar gegeben war, und wohl auch mit „Claudinen“, deren Quelle wir freilich noch nicht kennen, aber jedenfalls lag in dieser der springende Punkt darin, daß erst die dem Leben des Geliebten drohende Gefahr die Liebe zum Ausbruche bringt, welche zu Pedros Rettung die Bande weiblicher Scheu sprengt, allen Gefahren trotzt. Warum soll denn gerade bei „Stella“ der Dichter nur durch persönliche Beziehungen

zur Wahl des Stoffes bestimmt worden sein? Nein, der dramatische Dichter greift nur zu den Stoffen, deren Gestaltung ihn anzieht; freilich werden dies in der Regel solche sein, an denen er nicht nur seine Kunst bewähren, sondern auch die seine Seele bewegenden Gefühle zur Darstellung bringen kann. Ein solcher Stoff war auch der von Swifts Stella, bei welchem Goethe die dramatische Fabel künstlerisch frei gestalten und sein Herz in der Darstellung der beiden unglücklichen Frauen und des Verräthers ergießen konnte, wobei es ihn besonders anzog, in Stella die höchste Glut leidenschaftlicher Liebe zu schildern, die er an Lili bei aller ihrer Schönheit, Neigung und Güte vermiste. Hören wir dagegen Schröder, so lag der Anlaß zu unserm Schauspiel „in des Dichters eigenem übervollen Herzen, das von Lilis Zauber mächtig gefesselt war und doch bei dem Gedanken an Friederiken, bei seiner Warmherzigkeit und Reue, bei seinem Mißtrauen an allem Bestand („Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht?“) im Kampfe mit dem Entschluß zu einem Ehebündniß mit Lili, stürmisch erregt war. Er gewahrt die Leiden, die er Friederiken bereitet hat, die er zu bereiten, wie von Dämonen getrieben, vielleicht aufs neue im Begriff ist; mit Schauder sieht er es, mit unwiderstehlichem Zauber zieht es ihn an. Gewissenlos und leichtsinnig läßt er seinen Helden handeln, und denkt nicht daran, ihn zu rechtfertigen, auch nicht anzuklagen: alles kommt ihm darauf an, den Konflikt in seiner Furchtbarkeit zu schildern.“ Wie aber, fragen wir, kann Schröder diesen Konflikt beweisen? Hatte den Dichter auch anfangs die Schuld gegen Friederiken, deren Herz er gebrochen, schwer gedrückt, er hatte sie schon im nächsten Frühling ganz verwunden, wo er gegen Herders Gattin ihrer gar nicht gedachte, sondern nur seiner leipziger Geliebten. Sein Herz fühlte sich jetzt wieder ganz hergestellt, aber es scheute sich eine neue Verbindung einzugehen, wogegen er gern mit den Angelegenheiten anderer Liebenden sich beschäftigte, weshalb man ihm den Namen des Vertrauten gab. Der betreffende Bericht im zwölften Buche von „Wahrheit und Dichtung“ ist doch wohl kaum zu bezweifeln. Mochte ihm die Erinnerung auch noch zuweilen die schönen jesenheimer Tage vor die Seele führen, das drückende Gefühl der Schuld quälte ihn nicht mehr, besonders als die Neigung zu Lotten und der lange nach-

zitternde Schmerz, daß er auf diese hatte verzichten müssen, ihn in fieberhafte Unruhe versetzte. Der Brief an Salzmann aus dem Sommer 1773, in welchem er Friederikens gedenkt, zeigt, daß er sich über sie beruhigt hatte; dieser sollte ihr, oder vielmehr unter der Aufschrift: „An Mamsell Brion“, ein Exemplar seines „Göth“ nach Sesenheim senden. Die Aeußerung: „Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird“, zeigt, daß er zwar mit Antheil, aber ohne Qual an Friederiken dachte. Am wenigsten fiel ein Schatten seiner sesenheimer Treulosigkeit in die heitern Tage des Jahres 1774. \*) Als er sich von Lili unauflöslich gefesselt fühlte, quälte ihn nur der Gedanke, daß er seine Freiheit an diese verloren habe, er nun „auf ihre Weise leben müsse“. Somit schwebt Schröders Vermuthung nicht bloß in der Luft, sondern widerspricht den thatsächlichen Verhältnissen. Es kann demnach auch keine Rede davon sein, daß „Stella“ ein „Bekennniß“ seiner Treulosigkeit sei, von welcher er die Quelle in seiner Natur fühle. Einen Versuch, Aehnlichkeiten zwischen der Cäcilie der „Stella“ und Goethes Friederiken nachzuweisen, hat Schröder eben seiner Anichtslosigkeit wegen gar nicht gemacht. Cäcilie ist als entschiedenster Gegensatz zur Hauptgestalt ausgeführt, wie ich dies in meinen „Erläuterungen“ dargethan habe.

Schröder behauptet, es sei Goethe nur um Darstellung des Konflikts zu thun gewesen. „Die Lösung des Knotens war ihm offenbar nicht vornherein klar. Er schrieb vier Akte leidenschaftlich hin ohne ausgearbeiteten Plan. Dann aber stoekt es einen Moment. Er rätth Johanna (März 1775), das Verlangen nach dem fünften Akt zu überwinden, und möchte, sie hätte selbst einen fünften Akt

\*) Ich habe neuerdings darauf hingewiesen, daß Goethes straßburger Genosse Weyland, der ihn in dem ihm verwandten Pfarrersshause zu Sesenheim eingeführt hatte, spätestens 1773 sich in Frankfurt als Arzt niederließ, aber mit Goethe, wohl weil er ihm Friederikens wegen zürnte, außer aller Verbindung stand. Friederike war für Goethe ein für allemal abgethan, die Verbindung mit ihr, auf die Weyland gedrungen haben mochte, nach den Verhältnissen seines väterlichen Hauses unmöglich, worin die Schwester ihn bestärken mußte. Umsoweniger konnte bei dem Entschlusse, Lili sich anzueignen, die Erinnerung an Friederiken Einspruch erheben.

dazu gemacht.“ Auch hiermit können wir nicht einverstanden sein. Wann hätte Goethe je einen so einfachen Stoff sich vorgesetzt, ohne den Ausgang sich wenigstens im allgemeinen klar gemacht zu haben, Goethe, bei dem alle Kompositionen sich so organisch entwickeln, daß eines nothwendig aus dem andern hervorgeht, die volle Saat aus den Keimen spricht. Für eine feinem Wesen so widersprechende Annahme verlangt man die schlagendsten Beweise, die am wenigsten ein „offenbar“ ersetzen kann. Stella, die Marterin flammendster Liebesglut, das Ideal von Goethes Sehnen, darf nicht untergehen, sie muß mit dem Besitze Fernandos belohnt werden, dadurch, daß Cäcilien's Liebe sogar die Eifersucht überwindet, sie „aus Liebe selbst ihre Liebe hinzugeben weiß“, sie die Hälfte ihres Gatten, der ganz Stella gehört, dieser abtritt. Dabei ist an eine Theilung des Bettes, wie in der mittelalterlichen Sage vom Grafen von Gleichen, nicht zu denken. Cäcilie will nur als Freundin Zeugin des Glückes sein, das ihre Entfagung in der labyrinthischen Verwirrung, aus welcher kein Ausgang möglich schien, geschaffen hat. Auf diese Entwicklung deutet schon Cäcilien's Gebet am Ende des vierten Aktes: „Kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel, zerreiß ihn nicht!“ Daß ein solcher Verzicht der anerkannten Frau nicht als ein allgemein regel- und rechtmäßiger gedacht ist, versteht sich von selbst; er ist so einzig, wie die Geschichte des Grafen von Gleichen, die nothwendige Auskunft in dem hier dargestellten wundervollen Falle, daß der Mann von zwei Frauen geliebt wird, die trotz ihrer Liebe beide zu Gunsten der andern ihn abtreten wollen. Darauf deutet denn auch wohl der Titel „Schauspiel für Liebende“; das Stück stellt so zu sagen eine neue, die Macht der Liebe verklärende Legende dar. Was das „Stoßen“ vor dem fünften Akt betrifft, so scheute Goethe sich nicht vor diesem, aber er fürchtete, seine Lösung werde Johanna verletzen, und deshalb hätte er gewünscht, daß diese selbst den Schluß nach ihrer Anschauung geschrieben hätte. „Haben sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht.“ Er rät h demnach so wenig, wie Schröder sagt, daß sie das Verlangen überwinden soll, als er „möchte, sie hätte ihm einen fünften Akt dazu gemacht“. Er selbst will diesen machen, hat ihn vielleicht schon

ertig, will ihn aber persönlich der Freundin überbringen, die er noch in Spannung hält. Wenn Goethe am 11. Oktober 1823 gegen den Kanzler Müller bemerkte, der erst dreißig Jahre später veränderte Schluß sei „nicht konsequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs gewesen“, so schwebte ihm dieser kaum noch ganz deutlich vor, am wenigsten dessen organische Bedeutung. Jeder Versuch, „Stella“ zu einem „Bekentniß“ Goethes zu machen, einer unglücklichen von Schröder eingeführten Klasse seiner Dramen, ist ebenso haltlos, wie Scherers Bestreben, in derselben eine Stütze für seine sittliche Verdächtigung Goethes, für die Behauptung zu suchen, dieser sei ein gefährlicher Mädchenverführer gewesen und habe sich als ruchlos erkannt. Einer solchen fable convenue müssen sich das deutsche Gewissen und die deutsche Achtung vor geschichtlicher Wahrheit widersetzen, welche von der neuesten Goetheforschung leider so wenig geachtet werden, wie diese ein wirklich ästhetisches, aus innerer Auffassung der Komposition hervorgehendes Verständniß seiner Dichtungen anstrebt; ihr ist es nur um neue geistreiche Einfälle zu thun, mögen sie das Bild des Menschen und des Dichters auch noch so entstellen. Und dieses Gebaren beherrscht unsere meisten Katheder! Was nützt es, genaue Textkritik zu treiben, die vollständigste Sammlung alles dessen, was der Dichter je geschrieben, und des reichen Materials zu seinem äußern und innern Leben zu gewinnen, wenn die Seele dabei zu Grunde geht, das Bild des Menschen und des Dichters sophistisch nach phantastischen Einfällen verunstaltet wird! Jetzt geht jede lebendige Auffassung der Dichtung, die rein aus dieser selbst gewonnen werden muß, meist über persönlicher Ausdeutung und dem gleich leidenschaftlichen Spüren nach einer ganz eigenthümlichen Entstehung zu Grunde. Wie hat uns Scherer neuerdings den „Faust“ zerfasert! Er mißverstehet das Klarste, um daraus Handhaben zu seinen Vermuthungen einer frühern Gestalt zu gewinnen. Hier gilt es völlige Umkehr, soll der Dichter nicht über dem krankhaft angespannten, die gesunden Augen sich selbst blendenden Scharfsinn jämmerlich zu Grunde gehen.

Juni 1884.